Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Emancipation Betrachtungen über die socialen Verhältnisse

Breslau 1848

Pol.g. 258
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768872-0

Pol. g.
258

Fiche

Pol. g.
258.
Fiche

Emancipation

Emancipation.

[illegible]

[illegible]

die sozialen Verhältnisse

[illegible]

[illegible]

[illegible] v. Eulen-Spiegel.

[illegible]
Verlag von [illegible]
1848.

Emancipation.

Betrachtungen

über

die sozialen Verhältnisse.

Von dem Verfasser

des

Freiherrn v. Eulen-Spiegel.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1848.

645. A.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Und Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen.

Joh. 8, 32.

Vorwort.

Fast bangend übergeben wir dem Leser diesen Cyklus von Abhandluugen, die in einer erschöpften Ausdehnung wol geeignet wären, eines der umfangreichsten Werke zu bilden. Jeder der von uns in denselben angeregten Gegenstände ist an sich von so hohem Interesse, von solcher Wichtigkeit, sowol für das Individuum, als für die Gesammtheit, so reichhaltig an Stoff, dass eine umfassendere Bearbeitung desselben nur höchst wünschenswerth erscheinen kann. Dieser Aufgabe zu genügen würde jedoch nächst einem bedeutenden Zeitaufwande geistige Kräfte erfordern, in deren Besitz uns zu wähnen, wir nicht dünkelhaft genug sind. Größere Geister mögen diese Gegenstände jener ausgedehnten, tief-gelehrten Entwickelung unterwerfen, deren sie fähig sind, und sie der Welt in einem höher vollendeten Ganzen darstellen. Wir beschränken uns in dem vorliegenden Versuche nur auf eine flüchtige Aufstellung von Ideen und Ansichten, wie sie sich als Resultate unserer Reflexionen über die menschlichen und sozialen Verhältnisse geboten haben, indem wir in denselben von jeder streng wissenschaftlichen Haltung abstrahiren. Die engern Lebensverhältnisse, so wie die weitern, die Beziehungen des Individuums auf sich selbst

und zur Allgemeinheit, haben uns, wie sie gegenwärtig erscheinen, zu den ernstesten Betrachtungen angeregt und uns darauf hingeleitet, jenen Mitteln und Wegen nachzuforschen, durch die unseren tief leidenden gesellschaftlichen Zustände die Möglichkeit einer heilbringenden Regeneration geboten würde. Wir haben uns bemüht von dem Einzelwesen zu der Familie, und von dieser zum Volke aufsteigend, den von denselben eingenommenen und einzunehmenden Standpunkt, und die Art der zwischen beiden vermittelnd wirkenden Prinzipien zu bezeichnen. In wiefern uns dies gelungen ist, überlassen wir dem Urtheil des geehrten Lesers. Wol möglich, daß wir hier und da irrten, oder auch seiner individuellen Meinung entgegen traten. Im ersten Falle möge ihn die Überzeugung von der allgemeinen Fallibilität des menschlichen Geistes zu gütiger Nachsicht stimmen; im zweiten aber wolle er uns um der in uns Allen begründeten individuellen Verschiedenheit willen verzeihen. Wie mangelhaft aber auch das Ergebniss unseres Strebens sei, der uns in demselben leitende Zug war kein unedler, das dürfen wir festen Muthes behaupten. Wir sprachen für die sittliche und äußere Erhebung der Menschheit; unsere Worte, wie schwach auch immer, kamen aus einem für Menschenwohl innig begeisterten Herzen.

Breslau, am 6. Februar 1848.

Der Verfasser.

Inhalt.

1.	Der Mann.	Seite 1
2.	Emancipation des Weibes	„ 6
3.	Die Familie.	„ 18
4.	Die Ehe	„ 20
5.	Erziehung.	„ 27
6.	Volksemanzipation.	„ 57
7.	Volksbildung und Volkscharakter	„ 63
8.	Soziale Verhältnisse	„ 71
9.	Arbeit	„ 75
10.	Industrie.	„ 78
11.	Assoziation.	„ 80
12.	Oekonomie.	„ 83
13.	Politische Emancipation	„ 92

Der Mann.

Der Mann trägt in seiner physischen Bildung das Gepräge der Kraft. Die Natur, die selbst in den geringsten ihrer Schöpfungen hohe Zweckmäßigkeit erstrebt und nichts, durchaus nichts planlos und unnütz entstehen lässt, selbst wenn wir Kurzsichtigen weder Plan noch Ordnung beraus wickeln können, — hat schon durch diese kräftigere Bildung des Mannes Bestimmung zu einem umfangreichen, lebhaft-bewegten Wirken ausgesprochen. Im Hinblick auf diese weise Oekonomie der großen Allmutter müssen wir uns überzeugt halten, daß sie diese äußern Mittel oder Kräfte im entsprechendsten Verhältnisse zu den innern bewegenden Prinzipien schuf. Weun wir uns schon nach seiner physischen Bildung bestimmt finden, dem Manne ein umfassenderes Gebiet der Thätigkeit zuzuerkennen, so müssen wir dasselbe auch mit apodiktischer Gewißheit in seiner geistigen Anlage begründet voraussetzen. So ist es in der That. Obgleich in Bezug auf intellektuelle Fähigkeiten nicht über das Weib erhaben, entwickelt er doch stets eine größere Energie des Willens und Strebens, die seinen Standpunkt in und zu der Gesellschaft unwiderruflich bestimmt. Es hat der Natur gefallen, sich im Manne als schaffendes Prinzip zu manifestiren. Alle Erscheinungen des äußern, gesellschaftlichen Lebens werden durch sein Auftreten hervorgerufen, durch sein Wirken bedingt. Er macht sich zum Herrscher der Erde, er theilt sie mit dem Schwerdt, er schafft das Gesetz und richtet; seinem Wollen fließen die Quellen der Wissenschaft, ihm

folgt die Kunst; er bildet den Staat und ordnet die äußere Gliederung der sozialen Kette. Dieser weltbewegende Einfluß erhebt nicht allein ihn selbst zu einer entscheidenden Wichtigkeit, er führt uns gleichzeitig zu der Frage, ob es für das Bestehen des großen Ganzen gleichgültig sei, auf welche Weise dieser Einfluss sich kund gebe. Der Zweck der Menschheit, wie der des Individuums, ist möglichst glückliche Entwickelung im Sein. Er wird hinsichtlich des Einzelwesens durch eine übereinstimmende Entfaltung und Wirksamkeit seiner Fähigkeiten und Vermögen, in Bezug auf die Gesammtheit durch eine harmonische Gestaltung der dieselbe betreffenden Verhältnisse erreicht. Wenn wir diesen Zweck, und die für dessen Erreichung bezeichneten Mittel prüfend vergleichen, so wird das Resultat dieses Prozesses uns sehr bald klar werden, wir werden erkennen, in welchem Charakter dieser Einfluss erscheinen müsse, wenn er sich für Beide entsprechend beweisen solle. Das Streben des Mannes muss sich also in Beziehung auf ihn selbst unabläßig auf geistige Vollendung richten. Er muss trachten, seine Individualität zu einem Grade zu entwickeln, der ihn der Empfindung eines wahren Glückes fähig und werth macht; er muss trachten, in Rücksicht auf den großen gesellschaftlichen Bund, dem er angehört, Gedeihen und Befriedigung zu fördern; mit einem Wort: er muss vernunftgemäß denken und handeln. Wir verstehen hier unter vernunftgemäßem Denken das harmonische Wirken aller unserer geistigen Vermögen; nicht eben nur den Prozess, der logisch richtige Gedanken in uns hervorruft — das wäre reines Verstandeswerk. Der Geist aber ist eine Sonne: sich selbst genügend, leuchtend und wärmend. Er überstrahlt die Welt mit dem Lichtblick des Verstandes, er bewegt, er erschüttert sie mit der Begeisterungsglut des Gemüths.

Was das Gebiet der Intelligenz betrifft so hat sich der männliche Geist in demselben in einem ungeheuren Umfange entwickelt. In allen Fächern der Wissenschaft und Industrie treten uns glänzende Resultate als Beweis dieser Entwickelung vor Augen. Aber, fragen wir, woher bei einem so reich entfalteten Verstandesleben jene grenzenlose Zerrüttung aller Verhältnisse?

Woher bei der hohen intellektuellen Fähigkeit des Mannes, dieser allgemeine soziale Verfall? Werden nicht alle Zustände durch sein Wirken hervorgerufen und bestimmt? „Woher?“ wir wiederholen es, „diese traurigen Ergebnisse seines Strebens bei einem solchen Entwickelungsgrade des Verstandes? Welch andere Ursache sollen wir dafür suchen außer ihm? Es giebt keine. — Er ist der König der Erde, er schafft, er beherrscht die Verhältnisse, sein Werk sind sie, wie sie sind. Die Schuld seiner Einseitgkeit ist es, dass sie diesen Charakter trostloser Versunkenheit tragen. Er hat sein Ideal verloren; er hat sich selbst und seinen Zweck vergessen. Alles von ihm zu Erstrebende, meint er, sei zusammengefasst in Wissen, Besitz und Genuss. Das Wissen aber reicht nicht hin, weder zum Glück des Einzelnen, noch zur Weltbeglückung, eben so wenig, wie Besitz und Genuss, materieller Genuss eine reine, dauernde Zufriedenheit zu geben vermögen. Er hat eine Seite seines Wesens, das Gemüth, vernachlässigt. Er schämt sich dessen wie eines krankhaften Auswuchses; er meint, Gefühl und Empfindung seien Schwächen, die er um jeden Preis bekämpfen müsse, er setzt seinen Stolz in die Vernichtung beider, und doch wurzelt im Gemüth allein die aufopfernde allbeglückende Tugend. Man deute uns nicht falsch, als wollten wir allen Männern das Gemüth absprechen, oder verlangen, dass der Mann sich in dunkeln Empfindeleien verliere: wir beziehen uns nur auf die im Allgemeinen sich kundgebende Erscheinung und beschränken unsern Wunsch lediglich darauf, das Gemüth im Manne nicht absichtlich beeinträchtigt zu sehen. Das Gemüth ist das erregende, erwärmende Prinzip unsers Wesens — das, was das Blut dem Körper. — Sobald das Blut fehlt, geht der Körper zu Grunde. Sobald der Verstand ohne das Gemüth geht, führt er zum abscheulichsten Egoismus, und dies ist dem männlichen Charakter geschehen. In dem Bestreben, das Gemüth zu unterdrücken, liegt der Grund aller sozialen Übel. Wohin wir uns in der Gesellschaft wenden, überall begegnen wir dem kalt und rücksichtslos berechnenden Verstande, dem Streben der Selbstsucht; das ganze soziale Bild trägt deren Ausdruck. Sie zeigt sich uns in den wunderlichsten Karrikaturen

und Zügen: komisch, plump-lächerlich, abgeschmackt; in andern Scenen tritt sie elegant maskirt als feine Intriguantin mit zierlichem Knix an uns heran; in noch andern Beziehungen, in denen sie das Gelingen ihrer Pläne sicher weiß, stellt sie sich uns in ihrer ganzen empörend-rohen Gemeinheit vor Augen. Was hat sie aus den Völkern gemacht? Sklavenheerden, Schaaren von Bettlern. Was sind durch ihren Einfluss die Begriffe von Ehre und Recht geworden? — Jedoch nicht wir erheben die erste anklagende Stimme gegen das weltverwüstende Laster des Egoismus, welches alle Leidenschaften, alles Elend, alle Verbrechen aus sich erzeugte, viele erleuchtete Menschenfreunde, Männer von geprüftem Charakter und hohem gelehrten Rufe haben es in seiner ganzen Scheußlichkeit erkannt und es mit seinen Consequenzen schonungslos aufgedeckt. Die schändlichsten, empörendsten Rollen im sozialen Drama werden von Männern gespielt. Männer versinken in die bodenlose Tiefe der Rohheit und Gemeinheit. — Ist das Ideal des Mannes ganz verloren? — Der Mann, von Wahrheit und Recht begeistert, stark und frei in Willen und That, er ist ein Gott — der Erdengott: denn er schafft, er regelt die Geschicke. Von edlem Stolze getragen, empfindet er die ganze Höhe seines Berufes; er kennt nur ein Streben: Begründung, Förderung des Rechten; er weiß nur von einem Ziele, dem Ziele der Menschenbeglückung. Möchte dieses herrliche Urbild sich wieder erheben aus den Trümmern unserer verderbten Gesittung; möchte es anerkannt werden in seiner Größe und Erhabenheit und die gegenwärtige wie die kommenden Generationen nach diesem Vorbild hinanstreben! — Dann ständen wir an den Pforten einer bessern Zeit. Sobald Wahrheit siegt, d. h. sobald sie im Charakter vorherrscht — wir halten uns einfach an den Hauptbegriff: — Wahrheit, als die nach den Denkgesetzen gefundene Übereinstimmung der Erscheinung mit dem innern Wesen — wenn diese Wahrheit im männlichen Charakter siegt, und warum sollte sie nicht siegen? — Der Mann darf blos eine höhere geistig-sittliche Kraft in sich entwickeln, so haben wir gewonnen; denn die Kraft ist immer wahr. Der Starke, auf das Bewusstsein seiner Macht gestützt,

verschmäht Verstellung; die Schwäche nur sucht die Maske des Scheines, sobald aber der Mann die Kraft hat, Sein und Scheinen in höchster Vernunftgemäßheit zu verbinden, dann ist ein ungeheurer Fortschritt gethan. Welchen günstigen Wechsel würden die Verhältnisse im Augenblick erfahren, wenn alle Männer, die die bessere Erkenntniss in sich tragen, den Muth und die Kraft hätteu, es auch durch die That zu verkünden, es im Leben als Gestalt hervortreten zu lassen. An den Sieg der Wahrheit knüpft sich der Triumph des Rechtes. — Recht ist alles in den Gesetzen der Vernunft Begründete. Sobald die Wahrheit gesucht und verkündet wird, triumphirt das Rechte mit ihr; denn es ist wahr und untrüglich, wie die Vernunft, der es entstammt.

Die Vernunftgemäßheit durchdringt den Charakter und geht von ihm auf alle äußern Zustände über, die er berührt. Wie wichtig die Entwickelung des männlichen Charakters zur Vernunftgemäßheit im Allgemeinen, wie wesentlich sie besonders jetzt ist, zeigt uns die Gesellschaft in allen ihren Kreisen, in allen ihren Institutionen. — Sind Wahrheit und Vernunft, die das ewig Rechte begründende, im Geiste des Mannes zur Geltung gelangt; dann ist er frei, fähig und werth es zu sein. Im Denken, Wollen und Thun genügt er sich selbst; keine Einwirkung äußerer Umstände bestimmt ihn anders zu handeln, als sein inneres Gesetz es verlangt. Mit unwandelbarer Energie erfasst er das als Recht Erkannte, mit unwandelbarer Energie strebt er, es in jeder Lage seines Lebens zu verwirklichen. Zu solchem Grade der Vollendung muss der Charakter des Mannes sich erheben, wenn er seiner Bestimmung genügen soll; wenn eine bessere Zukunft aufgehen, dem allgemeinen Bedürfniss entsprechendere soziale Formen ins Leben treten sollen. Vom Manne erwartet die Menschheit das Heil, in seiner Hand liegt ihr ferneres Schicksal. Er ermanne sich denn und trete vor, das Langversäumte wieder gut zu machen; er werde, wozu die Natur ihn berief: — der glückbegründende Erdengott.

Emancipation des Weibes,

ein in neuester Zeit viel besprochenes, viel bekritteltes und belächeltes Thema. Da uns dasselbe in sozialer Beziehung jedoch durchaus nicht bedeutungslos erscheint, so unternehmen auch wir, es näher zu beleuchten. Die erste sich in uns erhebende Frage ist die nach der Emancipationsfähigkeit des Weibes. Es handelt sich zuvörderst darum, zu entscheiden, ob das Weib nach der Anlage seines Wesens der Selbstständigkeit fähig sei. Wir finden uns durch die Ergebnisse unserer Betrachtung bewogen, diese Frage entschieden zu bejahen. Es zeigen sich im weiblichen Geiste ganz dieselben Fähigkeiten und Vermögen begründet, wie in dem des Mannes. Die Seite des Verstandes verkündet eine sogar recht scharfe Entwickelungsfähigkeit; das Gemüth ist vorzugsweise reich und lebendig: also alle für die Vernunftentfaltung nothwendigen Bedingungen sind im Geiste des Weibes ganz eben so vorhanden, wie im männlichen. Dort aber, wo sich Vernunftentwickelungsfähigkeit kund giebt, ist auch die Fähigkeit der Selbstständigkeit, der Freiheit vorhanden. Sobald also das Weib die für die Selbstständigkeit geforderte geistig-sittliche Stufe erreicht und behauptet, ist es auch zum vollen Genuss dieser Selbstständigkeit berechtigt. Es darf denselben nach dem Natur- und Menschenrecht beanspruchen. Man übersehe indess nicht, dass wir als Begründung dieses Anspruches — so gut wie für die Emancipation des Mannes, als für die der Völker dieselbe Bedingung eines bereits entfalteten Vernunftlebens stellten. Diese für seine Emancipationsfähigkeit bezeichnete Stufe deutet uns hin auf den von dem Weibe im Allgemeinen einzunehmenden Standpunkt. Er ist in sittlicher und intellektueller Beziehung durchaus dem des Maunes gleich. Was geistige Entwickelung betrifft, haben alle Geschöpfe, denen die Natur gleiches Antlitz, gleiche Befähigung verlieh, auch gleiches Recht an dieselbe. — Wir beziehen uns hier auf allgemeine geistig-sittliche Volksbildung und abstrahiren streng von aller Fachgelehrsamkeit, die Sache des besondern Talentes und der Neigung ist. Wenn der Mann seine Anlagen und geistigen Vermögen für seinen staatsbürgerlichen Beruf

zu möglichstem Vollendungsgrade auszubilden hat, so bedarf das Weib dieser Ausbildung wahrhaftig nicht weniger. Sein Lebensberuf ist, wenn auch anderer Art, doch ebenfalls höchst wichtig in Bezug auf den Gesammtzweck der Menschheit. Wenn sich uns der Mann in den sozialen Verhältnissen als das schaffende Prinzip darstellt, so erscheint uns dagegen das Weib als das konservative, als die Seele aller innigeren Lebensbeziehungen. Es gehört mit seinen Leben und Streben der Familie, es repräsentirt in derselben die Priesterin der Liebe, jener göttlichen veredelnden Empfindung; es opfert sich selbst an ihrem Altar, es giebt sich auf für das Glück derer, die seine Liebe umfasst. Damit es dieses Opfers, all der Entsagungen fähig sei, die das Leben von ihm fordert, gab ihm die Natur dieses tiefe glühende Gemüth, diese Energie der Empfindung wie sie den Mann vorzugsweise mit jener des Willens und Strebens ausrüstete. Über Alle, die ihm nahen, verbreitet das Weib die heitere Wärme seines Gemüthslebens. Es ist die treue Gefährtin des Mannes, die so ganz für ihn lebt, unabläßig bemüht ist sein Glück zu erhöhen, ihm die Schläge des Schicksals zu mildern, indem es einen Theil des Kummers und der Mühe, oft den größten, über nimmt. Welches reiche Walten des Gemüthes, welch' unendliche Liebe entfaltet das Weib in seinem Berufe als Mutter! Wie noch weit höher verklärt erscheint seine Empfindung in diesem heiligen Verhältniss! Das Kind, in Liebe gezeugt und empfangen, für das Weib das theuerste Geschenk des geliebten Mannes, wie sollte es die Mutter nicht mit einer unbegrenzten Liebe an ihr Herz drücken! — Die Mutter weckt in dem Unmündigen durch ihren Kuss die erste geistige Lebenswärme, sie zieht es heran zur Liebe durch ihre Liebe; sie leitet sein Gefühl für das Rechte und lehrt es das Nützliche wählen. Da sich das Leben des Weibes so vorherrschend im Gefühlsgebiet bewegt, so muss es, um seine Stellung würdevoll einzunehmen, auch in demselben die edelste Ausbildung erlangt haben. Es soll aber hierdurch in keiner Weise behauptet sein, dass dies auf Kosten der Verstandesfähigkeiten geschehen dürfe. Auch in dieser Spähre muss es zur Lösung seiner Aufgabe den möglichsten Höhepunkt erreichen. Kann es

dem Manne als Freundin genügen, kann es ihn verstehen, kann er sich angezogen, gefesselt fühlen von seiner Nähe, erheitert durch seinen Umgang, wenn er es in intellektueller Beziehung tief unter sich erblickt? Und als Mutter, die berufen ist den ersten Grund in der Erziehung des jugendlichen Geschlechts zu legen, die edle Söhne und Töchter zu würdigen Staatsgliederu heranbilden soll, mag sie diesen Anforderungen genügen, wenn ihr die Geistesschärfe, klare Erkenntniss, Richtigkeit des Urtheils, mit einem Wort, jene unerlässliche Wahlfähigkeit des Wahren, Nützlichen und Rechten fehlt? Das Weib sinkt dann in seinem Verhältniss zum Manne auf die unterste Stufe der Magd hinunter; als Mutter aber selbst nicht mehr zur physischen Erziehung der Kinder befähigt. Welch' erhabenen Standpunkt nimmt es dagegen ein, wenn sich Gemüth und Verstand in ihm zur schönen Blüthe entfalteten! Was ist das verständige, edle Weib Alles dem Manne! Ein ihn umschwebender Schutzgeist, Trost, und Stütze in den dunkelsten Tagen seines Daseins. Wie mächtig wirkt das sanfte Wort, die Bitte der klugen, braven, hochgeehrten Mutter auf das Gemüth des Jünglings und der Jungfrau, wenn sie mit liebkosender Ermahnung hindeutet auf die Klippen und Abgründe des Lebens und vor der Gefahr des Falles warnt! Was vermag der ordnende Geist der umsichtigen Hausfrau! Wie versteht sie zu bewahren und zu vermehren, das Kleinste zu nützen, die Arbeit so zu vertheilen, dass alles zur rechten Zeit gefördert werde und gedeihe; wie sinnig weiss sie zu unterstützen und das wahre Bedürfniss zu erkennen! Sie wacht in ihrem Kreise über Anstand und Sittenreinheit und übt ihren segnenden Einfluss auf Alle, die ihr auf irgend eine Weise nahe treten. Dies der einzunehmende, von seiner Bestimmung geforderte Standpunkt des Weibes.

Wenden wir uns jedoch von dem Ideale der Wirklichkeit zu, um zu sehen, inwieweit diese jene erreicht. Fragen wir, auf welcher Stufe das Weib sich in der That befindet. Eine traurige Verschiedenheit stellt sich uns dar, als Resultat unserer Forschung. Das Weib ist nicht das, was es sein kann und soll: es hat nicht Fortschritte, sondern Rückschritte gemacht und — Rückschritte

in seiner sittlichen Würde. Auch sein inneres Heiligthum hat der Geist der Zeit verderbend berührt. Die hohe Reinheit und die heilige Gluth seines Gemüthes — des Gemüthes, durch welches sich sein geistiges Leben so vorzugsweise verkünden soll — sie sind zwar nicht vernichtet, doch vermindert. Die heilige Wahrheit, jenes kostbarste Juwel des Charakters, durch dessen klaren Glanz sich jedes Gefühl, jede Handlung verklärt, ist getrübt.

Auch im Busen des Weibes ist der Egoismus als wucherndes Unkraut emporgeschossen. Nicht das innere, wahre, edle Wesen ist des Weibes Ziel; die glänzende Form der Erscheinung ist sein Zweck geworden. Daher Prunksucht, Eitelkeit, Koketterie bis zum unglaublichsten Raffinement, und alle andere kleinlichen Fehler im Charakter des Weibes: Neid, Schadenfreude und jener kriechende, schleichende Haß, der sein Opfer auf tausend Ummwegen verfolgt und erreicht.

Wir urtheilen nicht zu streng. Das Zeugniß jener würdigen Frauen, die Geist genug haben, die Wahrheit zu erkennen, die groß genug sind, der Wahrheit überall die Ehre geben, wird unser Urtheil stützen. Am Grellsten trifft sich diese Schattenseite in den höhern Ständen. Dort, wo das Schicksal seine reichern Gaben spendete, wurde das Gemüth durch Zerstreuung und Genuß abgestumpft, erkältet, es wurde unterdrückt durch die Berechnungen der Konvenienz, der Etikette, des Geizes und der Habsucht, alles Dinge, die dem Armen fast so gut wie fremd sind. Das vornehme Weib lebt nur für den Genuß. Selbst der heiligsten seiner Pflichten, der Mutterpflicht, entzieht es sich. Die Ernährung und Pflege der Kinder würde dessen Schönheit Eintrag thun, die für Toilette und Gesellschaften nöthige Zeit rauben. Wenn es sich beschäftigt, so hat diese Beschäftigung meist nur den Zweck angenehmen Zeitvertreibes, selten wol den einer wahren Gemeinnützigkeit. Nur in den niedern Ständen liebt das Weib noch bis zur Selbstaufopferung. Dort arbeitet die Gattin mit dem Manne, allein für ihn, wenn er krank und hilflos wird; dort wacht die Mutter am Lager ihrer Kleinen; tage- und wochenlang berührt kein Schlaf ihr Auge, damit ihr das leidende Kind wieder genese; die Mutter aus dem Volke

strebt mit letzter Kraftanstrengung, das Leben ihrer hungernden Lieblinge zu fristen; dort arbeitet im kalten Gemache die Tochter bei nächtlicher Lampe, die greisen Eltern zu unterstützen. Und wenn es strauchelt, das Weib aus dem Volke, so macht es die Liebe sich selbst vergessen für den Mann, dem es vertraut. Ihm ist keine leitende Hand zur Seite, kein freundlicher Rath. Auch dann noch, wenn es sinkt, ist es des Mitleids werther, als der Strafe; denn es sinkt in Folge schlechter Erziehung und des Elends; also durch die Schuld der sozialen Verhältnisse. — Wir wiederholen, daß, indem wir dieses düstere Bild von dem sittlichen Stande des Weibes vor den Augen des Lesers enthüllten, wir mit gebührender Anerkennung der vielen rühmlichen Ausnahmen dachten, die wie Lichtpunkte aus der Masse emportauchen und als Muster weiblicher Tugend und Seelengröße voranstehen.

Hinsichtlich seiner intellektuellen Entwickelung steht das Weib dem Manne im Augenblicke noch bedeutend nach, nicht durch eigene Schuld, sondern durch die der gesellschaftlichen Institutionen. Man hat sich bis heutigen Tages noch nicht von dem Barbarismus befreit, der da glauben macht, das Weib bedürfe keiner so umfangreichen Verstandesbildung als der Mann, und die Gesellschaft sei deshalb auf keine Weise verpflichtet, ihm die geeigneten Mittel dazu zu bieten. Man war immer noch zu sehr gewöhnt, in demselben nichts weiter zu sehen, als eine Beischläferin und Haushälterin des Mannes oder sonst eine Magd, Eigenschaften, die allerdings keine glänzende Geistesbildung erfordern. Wie aber der Mann im Verstandesgebiet so ungeheure Fortschritte gethan hat, so ist in ihm auch in Bezug auf das Weib der Anspruch an eine, seinem eigenen geistigen Grade entsprechende Bildung erwacht. Er fühlt das Bedürfniß des geistigen Anklanges in seiner unmittelbaren Nähe; er will, daß seine Gefährtin ihn verstehe, sein geistiges, so wie ein äußeres Leben und Streben erfasse und durchdringe. Ein sehr gerechter Anspruch! Wo soll er das Glück einer freien Aussprache, eines heitern Gedankentausches suchen, wenn er dasselbe im eigenen Hause nicht findet? In der Bierhalle, im Café? oder wo er sich eben sonst gefällt? Immer für die Häuslichkeit eine sehr

ungünstige Entschädigung. Der Umgang des Weibes kann ihm nur bei dessen geistiger Bildung dauernden Reiz bieten; nur indem es neben ihm, nicht unter ihm steht. Wir sehen hier gänzlich ab von jeder gelehrten Bildung des Weibes im Allgemeinen — behüte uns der Himmel vor solcher Verschrobenheit — wir beanspruchen für dasselbe nur jene möglichst klare Entwickelung seiner intellektuellen Vermögen, die es zur genügenden Erfüllung seiner Pflichten, zu dem ihm in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen gegebenen Wirkungskreise geschickt macht. — Eine höhere wissenschaftliche Bildung zu erstreben, ist, wie wir schon anderswo andeuteten, ausnahmsweise Sache des Talents und kann nur durch besondere Verhältnisse motivirt und bedingt werden. Nicht also durch das Gemüth allein kann das Weib sein, was es sein soll; nicht allein durch das Gemüth kann es den Mann an seine Nähe fesseln und dessen Glück begründen, es kann im Gegentheil, wenn es durch dasselbe einseitig beherrscht wird, bei längerem Zusammenleben nur unangenehm werden; aber eben so wenig darf sich sein geistiger Gehalt auf bloße Verstandesausbildung beschränken. Das blos kluge Weib ist das entarteste Geschöpf unter der Sonne, die eigentliche Schlange des Paradieses — das beweisen die Verbrecherinnen aus den höhern Ständen. — Gemüth und Verstand müssen in einem schönen Zusammenwirken jene wahre Liebenswürdigkeit bieten, die unberührt von der alles schwächenden Macht der Zeit, ihren freundlichen Einfluss auf den edeln Mann nie verfehlt. Der an den Geist des Weibes gemachte Anspruch findet sich nach der Anlage unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Institutionen nicht erfüllt, was wir früher schon bemerkten. Das Weib genießt zwar selbst in den untersten Ständen einigen Unterricht, der aber höchstens etwas sein Gedächtniss, nicht seine Denkfähigkeit entwickelt. In den sogenannten höhern Klassen wird seine Ausbildung zwar sorgfältiger berücksichtigt; sein Gedächtniss wird mit geschichtlichen Daten, mit Geographie, Mythologie ꝛc. bereichert, es bildet die angenehmen, gesellschaftlichen Talente und Fertigkeiten zu einem recht erfreulichen Grade. Und doch erfüllt es obigen Anspruch nicht? fragen erstaunt die über ihre Töchter

entzückten Väter und Mütter. Nein! ist die Antwort, denn es fehlt ihm die gesunde Lebensansicht, der praktische Überblick der Verhältnisse; es fehlt ihm die geistige Regsamkeit, die es zur Verarbeitung des jedes Mal dargebotenen Stoffes geschickt macht. Bedarf aber das Weib für die enge Sphäre seines Wirkens eines so umfassenden Überblicks? Auf das Entschiedenste. Sein sozialer Standpunkt, wenn auch ein anderer, als der des Mannes, ist doch ein höchst wichtiger, einflussreicher. Wie will man aber eine Stellung einnehmen und behaupten, deren Charakter und Obliegenheiten, deren Beziehungen zu den größeren Lebenskreisen man nicht genügend erkennt? So lange das Weib seine höhere soziale Bestimmung nicht klar überblickt, vollkommen durchdringt und ausfüllt, so lange es die Idee der Humanität, wie sie unsere Zeit in den ernstesten Fragen bewegt, so lange es die großen Interessen der Menschheit nicht in sich aufzunehmen und zu verarbeiten vermag: so lange müssen wir ihm jedes Recht zur Mündigkeitserklärung absprechen.

So hat uns der Gang der Betrachtungen unvermerkt auf den sozialen Standpunkt des Weibes hingeleitet, den einer prüfenden Übersicht zu unterwerfen, wol eben so wichtig als zeitgemäß sein dürfte. Wenn wir in der Geschichte bis zum Alterthum hinabsteigen, so finden wir dort das Weib fast ausschließlich in dem Stande der Sklaverei und strengen Dienstbarkeit. Selbst bei den durch ihre religiösen Ansichten höher als andre gleichzeitigen Völker stehenden Hebräern, bei den hochgebildeten Griechen erblicken wir das Weib nur als Magd. Zurückgedrängt aus dem äußern Leben, fern von geistiger Anregung lebte die Griechin im Gynäceum*) verschlossen einzig ihrer physischen Bestimmung, verachtet, vernachlässigt vom Manne, zu dem sie durchaus in keinem höhern geistigen Verhältnisse stand. Nur die Frauen, die den Muth hatten, auf Kosten ihres Rufes, ihrer Sittenreinheit die Fessel zu brechen, in welche das gesellschaftliche Vorurtheil sie schmiedete, die den Muth hatten, sich einen freiern Lebenskreis zu schaffen, nur jene sehen wir zu einiger

*) (Aufenthalts-) Arbeitszimmer der Frauen.

geistigen Bedeutung gelangen und oft den größten Männern ihres Jahrhunderts zur Seite treten. In Sparta genoss das Weib allerdings einer größern Freiheit und Beachtung, aber auf Kosten jener zarten heiligen Sitte, die im Weibe nicht rein genug bewahrt werden kann. Auch war diese Freiheit nur relativ, nicht das Ergebniss der Humanität, sondern der Politik, die das Weib andererseits in seinen heiligsten Rechten verletzte und dem gemeinsten Interesse opferte, es auf die schmachvollste Weise preis gab, die sein Schicklichkeitsgefühl vernichtete, sein Gemüth abstumpfte, sogar gegen die Stimme der Natur. Nicht die entmenschte spartanische Gattin und Mutter, die ihre Lieben thränenlos und kalt zum Tode ziehen sieht, verdient Bewunderung, wol aber das tief liebende Weib, welches im furchtbarsten Kampfe des Schmerzes dennoch den Muth hat, das theuerste Gut seines Herzens für den Sieg einer großen göttlichen Idee hinzugeben.

Auch die Römerin, obgleich man ihr im äußern Leben mehr Rücksicht zollte, war mit allem, was sie besaß, nichts anderes, als das unbedingte Eigenthum des Mannes, die erste seiner Sklavinnen. Nur bei den germanischen Völkern finden wir die Frau in einem würdevollen edlen Verhältnisse, als geachtete Freundin undRathgeberin, als treue Gefährtin in Gefahr und Tod. Woher dieser Unterschied? Woher diese Erniedrigung des Weibes in dem hochgebildeten Griechenland, woher dessen Anerkennung unterden rohen Teutonenstämmen? Einerseits aus der tiefern Humanität, dem lebendigen Rechtssinne dieser Völker; andererseits aus dem Mangel dieser Eigenschaften und dem durch das Bewusstsein einer größeren physischen und intellektuellen Kraft erzeugten Übermuthe des männlichen Geschlechts.

Die primitive Stellung des Weibes aber war und ist frei. Die Natur entsendet es gleich befähigt, mit gleichen Ansprüchen an Lebensentfaltung und Glück, wie den Mann. Wenn sie es zarter, schwächer bildete als ihn, so geschah dies in Berücksichtigung seines weniger Kraftaufwand erfordernden Wirkungskreises. Sie wies ja den Mann an ein umfangreicheres, mächtiger bewegtes Streben, das Weib aber an das nächst umgebende Gebiet, die Familie, in dem es, mit dem weisen Hinblick auf die

weitern gesellschaftlichen Verhältnisse, wirken soll. Selbst das fehlende Maß der physischen Kraft hat sie ausgeglichen, indem sie dem weiblichen Körper eine größere Lebensfestigkeit verlieh. Sie hat nirgends eine Bevorrechtung ausgesprochen, welche die Unterdrückung des Weibes zu Gunsten des Mannes begründete. So stand das Weib, so steht es in seinem vollen Rechte bei allen Stämmen und Völkern, die sich der Stufe des Urzustandes noch näher befinden, bei denen natürliches Rechtsgefühl und Rechtsachtung noch tief und lebendig sind. Nur dann, wenn sie die ersten Schritte zur Kultur thun, wenn ihre staatlichen Verhältnisse sich zu konsolidiren anfangen, treten die Männer zusammen und unterwerfen das physisch schwächere Weib ihrer Willkühr, ihrem Gesetz.

In Europa, sollte man meinen, sei die Lage des Weibes seit der Herrschaft des Christenthums durch dasselbe bestimmt worden und so ist es in der That. In Griechenland und den römischen Provinzen wurde seine Lage dadurch insofern etwas gehoben, daß es von der Sklaverei zur Dienstbarkeit überging; bei den germanischen Völkerschaften sank es von der Rechtsgleichheit zum Dienstverhältniß herab. Predigte man den guten Deutschen doch das Wort der Bibel: „Und er soll Dein Herr sein!“ Wie hätten die gläubigen Germanen an solchem Ausspruch zu zweifeln gewagt! — Was sie aber in ihrer Kindheit annahmen, kann deshalb unmöglich für alle Zeiten als Norm gelten. Das Christenthum hat sich übrigens sehr wenig mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und seinem ascetischen Prinzip zufolge, nicht eben zum großen Vortheil des Weibes mit demselben beschäftigt. Jener Ausspruch, der die Macht des Mannes so vorzüglich stützt, ist alttestamentarischen Ursprungs, im Geist der orientalischen Anschauung von Moses ausgesprochen. So wenig uns indeß einfällt die andern besondern Verordnungen des israelitischen Gesetzgebers auf unser soziales Leben überzutragen, eben so wenig kann für uns die Verpflichtung zur Beachtung dieses Ausspruches vorhanden sein.

In Gemäßheit der von den europäischen Völkern auf der Bahn der Civilisation gethanen Fortschritte, könnten wir uns

zu der Annahme verleiten lassen, dass auch hinsichtlich der Stellung des Weibes längst die entsprechendsten Veränderungen stattgefunden haben. Hierin jedoch würden wir schwer irren. Die Zustände sind durchaus die alten geblieben. Was auch in andern Sphären geschehen ist, nur selten ist ein beachtender Blick auf das Weib gefallen. Es zählte in den Augen der Regierungen bisher nur mit dem Manne und in Bezug zu demselben, in dem Verhältniss der Magd zum Herrn. Bei Festhaltung dieses Gesichtspunktes wird es erklärlich, dass man seine Geistesbildung so gänzlich vernachlässigte. Man hielt es theils mit, theils ohne Absicht von allen Bildungsmitteln fern, und erklärte, da sein Geistesflug in Dienstbarkeit ermattet und es in dumpfer Beschränktheit befangen war, es für weniger befähigt, mit einem Wort für eine niedere Menschenart, als den Mann. So unglaublich dies heut klingen mag, so hat es doch wirklich Leute gegeben, die so etwas auszusprechen wagten. Aus dieser Barbarei hat sich unsere Zeit allerdings heraufgearbeitet. Das Weib genießt Unterricht — sogar hier und dort ziemlich guten — wenn man auch darüber noch etwas im Zweifel ist, ob man ihm gleiche Fähigkeit zu intellektueller Bildung und gleiche Berechtigung zu derselben zuerkennen solle, wie dem Manne. Was überhaupt Recht und Gesetz betrifft, so ist es dem Manne gegegenüber in entschiedenem Nachtheil. Das Gesetz, statt es zu schützen und zu stützen, als den schwächern Theil, lastet mit doppelter Schwere auf ihm, weil — es physisch schwächer ist, als der Mann, und nach seiner Organisation einer andern physischen Bestimmung folgt, als er. — Nie durfte das Weib die Stimme erheben für sein Recht: stumm ohne Geltung, steht es vor seinen Gesetzgebern, vor seinen Richtern. Wol möglich auch, dass es dürfte, wenn es zu sprechen gewagt hätte; allein lange Knechtschaft lähmt den Muth und die sittliche Kraft. Man denke nur allein an das furchtbare Gesetz hinsichtlich der Ehe. Das Weib gehört dem Manne mit Allem, was es besitzt. Der Mann mag über sein Gut verfügen, dasselbe nach Gefallen verschwenden, und es in's Elend stürzen, das Weib findet keinen Schutz gegen solchen Raub. Es findet keinen Schutz, weder

gegen schmähliche Beleidigung, noch Misshandlung. Nur das bloße Leben, das nackte Leben ist ihm gerettet durch das Gesetz; nur schwere körperliche Verletzungen, nur Wundenmale mögen es aus Tyrannenhänden befreien. Seine übrige soziale Stellung ist ebenfalls höchst prekär. Da, wo ihm der Weg zur bürgerlichen Selbstständigkeit offen steht, sind ihm doch die dazu erforderlichen Mittel fast unerschwinglich. Seine Thätigkeit, obwol im Ganzen rastlos emsig, oft anstrengend und mühevoll, wird so gering angeschlagen und erkannt, dass deren Ertrag nur selten genügt, ihm eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Es ist erbarmenswürdig, welchen Entbehrungen, welchen Qualen des Elends das arme Weib oft bei dem redlichsten Fleiße ausgesetzt ist! Auch hierin steht es ungleich mit dem Manne. Der dürftigste Arbeiter, wenn er beschäftigt ist, wird besser belohnt, als das mit gleichem Zeitaufwande und gleicher Willensanstrengung thätige Weib.

Soll dieses schroffe Missverhältniss fortbestehen, wie bisher? Ist es nicht an der Zeit, dass ein so schweres Unrecht endlich gut gemacht, und da man dieses nicht im Stande ist, dass es wenigstens beseitigt werde? Nicht das Weib — noch duldet es stumm — die Humanität fordert, dass dies geschehe, bald geschehe.

Die Pflege und Hebung seines sittlichen Standpunktes bleibt dem Weibe einzig und allein überlassen. Hier sind Mittel und Weg ihm nicht fremd; in seinem Willen allein liegt die Möglichkeit, alle herrlichen Eigenschaften, häuslichen Sinn, Anspruchslosigkeit und Hingebung in höchster Blüthe zu entfalten. Es darf nur sein Gemüthsleben in Reinheit, Tiefe und Wahrheit entfalten. Es prüfe sich dann und thue muthig den Fortschritt.

Hinsichtlich seiner höhern intellektuellen Bildung ist das Weib weniger frei; diese steht in Betreff der Anstalten, Mittel und der Art und Weise unter dem direkten Einflusse des männlichen Geschlechts und es kann ihm von derselben im Allgemeinen nur soviel zukommen, als dieses ihm zu bewilligen beliebt. Was es im Augenblick davon erhält, ist dem individuellen Bedürfniss sowohl als dem Bedürfniss der sozialen Zeitverhältnisse nicht ent-

sprechend. Der weibliche Geist muss sich bis zur Klarheit der Selbstdurchdringung, er muss sich zum sozialen Bewusstsein entwickeln. Ob dies in den Wünschen der Machthaber und der Ministerien für Unterricht liege, ist freilich sehr zweifelhaft. — Man hat von dieser Seite die soziale Bedeutung des Weibes wol längst erkannt, man weiß, welchen Einfluss dasselbe auf die gesellschaftlichen Zustände üben wird, sobald es zu jenem geistig-sittlichen Höhepunkt gelangt, den wir eben als den ihm gebührenden bezeichneten. Das edle, hochherzige Weib, dessen klarer Blick nicht nur den häuslichen Kreis, sondern den großen Menschenbund mit seinem Leben und Streben umfasst, vermag durch seine innigen Herzensbeziehungen Ungeheures zu wirken. Wenn wir aber auch deshalb von oben herab für die höhere Geistesbildung des Weibes nicht viel zu hoffen haben, so dürfte deren Wichtigkeit doch auch von Seiten des Volkes bereits erkannt sein und auf zweckmäßige und energische Weise erstrebt werden. Auch von diesem Streben fällt ein Theil, vielleicht der größte, dem Weibe selbst zu. Das Weib muss sich aufrütteln aus dem verdumpfenden Geistesschlummer, es muss denken lernen, denken durch sich selbst, es muss den ganzen Umfang seiner Bestimmung erkennen und empfinden lernen; es muss fähig werden, ein jugendliches Geschlecht für hohe Ideen, für das große Streben der Volksbeglückung zu begeistern.

Die soziale Emancipation des Weibes wird als unbedingtes Ergebniss seiner geistigen Emancipation hervorgehen. So bald es sich zur geistigen Mündigkeit erhoben und dafür Beweise gestellt hat, wird keine Macht ihm länger den Platz bestreiten, den es fähig und werth ist in der Gesellschaft einzunehmen. Diese soziale Emancipation wird in der Rechtsgleichheit mit dem Manne, in einer würdigen, dem geistigen Bedürfniss entsprechenden Form der Ehe und in einem neu begründeten Verhältnisse bestehen, welches die Existenzmittel der Ärmeren durch Aufhebung jenes harten Gegensatzes zwischen Lohn und Arbeit sichert. Alle anderweitigen Träumereien von Frauenemancipation sind in das Gebiet der Romantik oder besser der Verrücktheit zu verweisen. Nicht in männlicher Kleidung, noch in männlichen Sitten wird

das vernünftige Weib seine Selbstständigkeit suchen und finden; nicht in dem Anspruch an gleiche Stellung mit dem Mann in Staatsämtern und staatsbürgerlichen Würden: das Einzige, was es in dieser Hinsicht verlangen kann, ist die Zuziehung seines Urtheils bei Abfassung aller sein Geschlecht betreffenden Gesetze. Dies ist eine so gerechte und billige Forderung, die ihm gegewährt werden muss und wird; denn keine auf Vernunftgesetze sich stützende Staatsgewalt kann fordern, dass ein vernünftiges, also sittlich freies Wesen sich in seinem Handeln nach etwas Anderem richte, als nach dem von ihm selbst als wahr und recht Erkannten und Gewählten.

Die Familie.

Der Menschenbund, den wir in Bezug auf die Einheit der Abstammung Volk, und hinsichtlich seiner staatlichen und bürgerlichen Beziehungen Gesellschaft nennen, ist eine Doppelkette, deren Hauptglieder die Familien bilden, die ihrerseits wieder aus andern Gliedern, den Individuen bestehen. Da wir das Einzelwesen bereits in früheren Abschnitten behandelten, so ziehen wir nun jenen Kreis in nähere Betrachtung, der gleichsam das innere Leben des Individuums mit dem äußern vermittelt.

Die Familie hat ihren Grund in den Tiefen des Gemüths, sie ist der Ausdruck des Gemüthslebens; während die gesellschaftliche Verbindung durch eine allseitige Geistesthätigkeit getragen wird, also in der Vernunft begründet, eine Manifestation derselben ist. Jede soziale Verbindung, jeder Staat ruht mehr oder weniger auf dieser Basis. Deshalb ist die gesellschaftliche Verfassung eines Volkes auch das entscheidende Zeugniss für die von ihm in seiner Vernunftentwickelung erreichte Stufe. Wir lassen jedoch im Augenblick diese weitere Sphäre und beschränken uns streng auf das uns gesetzte Ziel. — Die Familie bewegt sich, wie wir eben gesehen, im Gebiet der Empfindung: sie ist und lebt durch das edelste der Gefühle, durch die Liebe. Diese ist in ihr das schaffende, beseelende, beglückende Prinzip;

in ihr zeigt sie sich auf allen Stadien des Menschenalters auf das Entsprechendste modifizirt. Im sehnsuchtsgeschwellten Busen der Jungfrau, im Wonnebeben des Jünglings, in der glühenden Umarmung der Gatten, an der Wiege des Säuglings, im schuldlosen Herzen des Kindes, überall verkündet sie ihre segnende göttliche Macht. Deshalb umschließt auch der Familienkreis die süßesten Hoffnungen, das reinste Glück, das die Menschenbrust zu fassen vermag; er ist das Paradies, in dem der Mensch sich als das findet, was im vollen Sinne ihn die Natur zu sein bestimmte. Dort sammelt die Liebe die Einzelwesen um ihren Altar, den häuslichen Heerd, indem sie dieselben zu gemeinschaftlichem Sorgen und Streben verbindet; dort ruft sie kommende Geschlechter ins Dasein. —

Der Mensch ist das Kind der Liebe, nicht die Frucht des thierischen Instinkts. Wo es anders ist, da ist die Menschenwürde untergegangen. Zu der Familie bildet die Liebe die heranblühenden Generationen. Die Familie also ist der Tempel der Liebe und durch sie die Pflanzschule alles Edlen und Großen. In ihr erhält der junge Weltbürger seine erste Pflege, die erste entscheidende Bildung für seinen künftigen Beruf; sie entsendet das junge in ihr, durch sie entfaltete Geschlecht in die weitern Sphären der sozialen Thätigkeit; sie giebt dem Staate seine Bürger; sie hält denselben durch ihre innig-feste Gliederung, durch ihren segensreichen Einfluß. Ihr entschiedenes Gewicht in der Schicksalswage der Menschheit ist unbestreitbar. Ist ein größeres gesellschaftliches Band zu denken ohne sie? Ist eine glückliche bürgerliche Verfassung möglich bei ihrer Versunkenheit? — In keiner Weise; sie ist es ja, die alle politischen Institutionen mit ihrem Geist durchdringt und schafft, sie, die alle Fähigkeiten zum sozialen Streben heranbildet. Ist die Familie entartet, so ist es auch der Staat; denn die Familienglieder wirken gleichzeitig als Staatsglieder, und können, wenn sie dem engern Pflichtenkreise, an den die Natur sie durch die heiligsten, süßesten Bande knüpfte, nicht genügen, noch weniger jenem größeren entsprechen, zu dessen Erfüllung allein eine höhere sittliche Entwickelung und edle Gesinnung befähigen.

Forschen wir, auf welchem Standpunkte sich die Familie in unsern jetzigen sozialen Verhältnissen befinde, ob sie so, wie sie gegenwärtig ist, den an sie gestellten Ansprüchen genügt? Ein flüchtiger Blick auf unsere Zustände wird leider dies verneinen. Noch ist zwar die Familie in ihrer äußern Erscheinung vorhanden: d. h. die natürlichen Beziehungen zwischen Gatten, Kindern, Eltern und Geschwistern dauern fort; treten wir indess näher an sie heran, senken wir unsern Blick prüfend in ihr Inneres, dann werden wir in ihr häufig nichts mehr als eine werthlose, unbequeme Lebensform finden. Woher aber dieser traurige Unterschied zwischen Ergebniss und Zweck? — Das sittliche ihr Gehalt verleihende Fundament ist gesunken; jenes geistige sie belebende Prinzip hat sie verlassen, die göttliche Weihe der Liebe ist von ihr gewichen. Auch in ihren Kreis hat die Selbstsucht sich genistet. Gleichgültig, rechnend treten ihre Glieder zusammen; nur bewegt von dem Anspruch auf individuellen Vortheil. Wo dieser keine Befriedigung mehr findet, da hält sie häufig nur der gesetzliche Zwang oder ein Rest von Schamgefühl noch zusammen. Sonach sind die faulsten Punkte unserer heutigen Gesellschaft, die ihren Tod mitbedingen, die Ehe und Kindererziehung. Wir wollen jeden dieser Punkte etwas ausführlicher, wenn auch nicht erschöpfend besprechen.

Die Ehe.

Der Zweck der Ehe ist ein doppelter: ein materieller und ein sittlicher. Jener: Fortpflanzung des Menschengeschlechts; dieser: das durch die Liebe zwei für einander lebender Wesen begründete Glück derselben. Gewiss, ein herrliches Ziel, für das Glück eines geliebten Gegenstandes unermüdet thätig zu sein; mit seinem ganzen Leben ihm zu gehören. Dieser hohe, geistige Zweck ist der Ehe jedoch in unserer Zeit ziemlich vergessen, und daher stammen alle die entwürdigenden Missverhältnisse. Wie jede Form nur durch den Geist, durch die sie durchdringende Idee,

ihre Weihe und Vollendung erhält, so kann auch die Ehe allein durch ihn ihrer Bestimmung entsprechen und aus der beglückenden Neigung zwischen Mann und Weib ein neues edles Geschlecht hervorrufen. Jetzt ist die Ehe freilich meist weiter nichts, als ein Mittel der Selbstsucht; seltener noch das der Befriedigung des Geschlechtstriebes. Obwohl ein solcher Materialismus die höhere menschliche Natur verletzt, so entspricht er hier als Motiv doch noch immer dem physischen Zweck: anders aber ist es mit jenen durch kalte Berechnung, wenn ein Bündniß der Art diesen Namen verdient. Hier ist nicht mehr die Rede von edler Neigung und dem Wunsche gegenseitigen Glückes, selbst nicht mehr von äußerem Gefallen und — Sinnenreiz, sondern nur von Erringung gewisser Vortheile hinsichtlich des Vermögens und der gesellschaftlichen Stellung. Doch nicht bloß alle zur Ehe erforderlichen Bedingungen werden zur Zeit durch das Interesse aus ihr entfernt, es geschieht mehr: Widerwille, Abscheu treten gegen dasselbe vergebens in die Schranken, und der verächtlichste Pakt der Prostitution wird geschlossen. Oder ist es keine, sich mit innerem Widerstreben Weib oder Mann, einem Andern als Spielwerk der Sinnenlust zu verkaufen? Das ist Prostitution. — Man meint doch nicht, Priestersegen könne die Schmach eines solchen Bündnisses heiligen? Was vermag der leere kirchliche Gebrauch, das Hersagen einer Formil, sobald die wahre Empfindung, die heiligende Idee fehlen? Wenn alle Priesterkasten ihren Weihespruch darüber sprächen, nie würden sie die Schande des Betruges, Meineides, der Entwürdigung von einem solchen Vertrage nehmen! Indem der eine der kontrahirenden Theile das Vertrauen, die vielleicht durch die niedrigsten Kunstgriffe erschlichene Neigung des Andern täuscht, indem er sich freiwillig und eidlich zu einer zärtlichen und treuen Anhänglichkeit verpflichtet, mit dem festen Vorsatze der Nichterfüllung seines gegebenen Versprechens, indem er sich oft bei entschiedener Abneigung zum Sklaven der Lüste eines Andern macht, begeht er ungeachtet alles dabei aufgewendeten Pompes, die niedrigste aller Handlungen. — Aber, fragen wir noch immer zweifelnd, findet sich die Ehe denn wirklich in einem solchen Grade der Verderbtheit, wie wir uns den-

selben eben zu bezeichnen erlaubten? Leider müssen forschende Blicke in das Innere des Familienlebens und die Motive der häufigen Scheidungen uns davon überzeugen. Die Gewissheit aber von dem Vorhandensein eines Übels leitet uns auf die ernste Frage nach dessen Ursache. Hinsichtlich der Ehe erkennen wir eine der erstern Ursachen in der jetzt so sehr vernachlässigten Gemüthsbildung, in dem Mangel an Wahrheit, Selbstgefühl und Rechtssinn; die andern Ursachen liegen theils in den ungeeigneten Formen der Ehe selbst, theils in dem schwankenden, haltlosen Charakter unserer allseitig zerrütteten gesellschaftlichen Zustände. Das Gemüth, diese unser ganzes Sein belebende Seelenwärme, erscheint von Geschlecht zu Geschlecht in immer schwächerem Glanze, wirft immer entferntere Strahlen. Wie der Samum der Wüste über blühende Oasen dahinfährt und Alles unter glühend heißem Sande begräbt, so versengen die Indifferenz und die Selbstsucht das Tiefe Leben des Herzens. Man lege uns nicht zur Last, romantischer Empfindelei das Wort zu reden: das sei fern. Das Gemüth ist im menschlichen Wesen etwas Gefordertes, Nothwendiges: Sentimentalität aber und Leidenschaft sind Entartungen des Gemüths, deren Vertheidigung wol kein Vernünftiger übernehmen wird.

Was die Ehe betrifft, so kann sie, wenn sie ihrem Zweck entsprechen soll, nur im Gemüth, in einem edlen Gemüth begründet sein. Vertrauen, Wahrheit und Liebe sind die ersten Erfordernisse für ihr Glück, sowie jene stolze Rechtlichkeit, die jede unedle Absicht, jedes niedrige Mittel als ihrer unwürdig verachtet und von sich stößt. Bei der Form der Ehe sind es mehre Übelstände, deren bedeutendster wol der Schwur einer unwandelbaren Liebe und Treue ist. Sowol die Erfahrung der Einfachsten, als die psychologischen Studien der Gelehrten stimmen dahin überein, dass wie der physische Organismus, auch das Geistige im Menschen sich in fortwährender auf- oder absteigender Bewegung befinde, dass sein Dasein eigentlich nichts sei, als ein steter Umgestaltnngs- oder Übergangsprozess. Wie mag sich aber ein Wesen, mit dessen Individualität der Wechsel unzertrennlich verbunden ist, zur Be-

ständigkeit in Etwas verpflichten, dessen Sein und Bestehen nicht in seine Macht gegeben sind. Das Gefühl ist unmittelbar dem Bereich unserer Willkür in Bezug auf Entstehung, Charakter und Dauer entrückt. Alles, was wir darüber vermögen ist, es der Aufsicht unseres Verstandes unterzuordnen, uoder unsere Gefühlsfähigkeit vielleicht etwas zu entkräften und abzustumpfen. Die Liebe im Besondern wird dnrch den harmonischen Zusammenhang eines andern Wesens entscheidend bestimmt. Auch die stärkste Neigung dürfte ohne ihn im ehelichen Verhältnisse nicht lange bestehen. Es ist Thorheit, noch ehe man sich hinreichend kennt und überzeugt ist, dass dieser harmonische Anklang in der Wirklichkeit vorhanden sei, und diese Überzeugung wird erst nach einem längeren Zusammenleben möglich; sagen, ja schwören zu wollen, dass man bis an das Ende seines Lebens in Bezug auf eine Person so und nicht anders denken und empfinden werde. Einen solchen Ausspruch könnte man höchstens nach einem zusammen verlebten Jahrzehend wagen. Wie aber dann, wenn eins der Gatten jenen sittlichen Zweck der Ehe, jenen Zweck der Wechselbeglückung vergisst? wie steht's dann mit dem Schwure auf Liebe und Treue des andern Theils? Man wird doch nicht etwa Liebe und Treue — wir verstehen hier unter Treue das Beharren in der zärtlichen Neigung — für ein Wesen fordern, das seinen Anspruch darauf eigenmächtig vernichtet hat. — Der Schwur muss also gänzlich fallen, da die Liebe und mit ihr die Triue des Willens entrückt sind, und nur durch die gegenseitige Attraktionskraft der liebenswürdigen Eigenschaften bedingt werden. Liebe kann man weihen, aber nicht schwören. An die Stelle dieser absurden Formel kann eine entsprechendere treten: der Schwur der Wechselbeglückung für die Dauer des Znsammenlebens. Die Ehe kann natürlicher Weise nicht länger bestehen, als jene die Gatten wahrhaft verbindende Neigung, als jenes Streben nach gegenseitiger Beglückung vorhanden ist. Sie wird unsittlich, sobald diese Neigung, dieses Streben eine wesentliche Veränderung erleidet. Sie wird unsittlich und damit zur Hölle. — Kein Gott aber kann wollen, dass der Mensch sich durch irgend ein Verhältniss ent-

würdige, daß er sein ganzes Leben mit dem Fluche der Zwietracht bedrohe, noch weniger wirklich belaste.

Die Gesellschaft ist in ihrer Ansichtsweise über die Ehe in dem wunderlichsten Widerspruche befangen. Indem sie dieselben unendlich hochstellt, dadurch, daß sie auf der einen Seite von den Gatten eine edle, unveränderliche Neigung fordert — ein Anspruch, dessen Garantie durchaus nicht in ihre Macht gegeben ist — so würdigt sie die Ehe auf der andern Seite so schmählich herab, daß sie in ihren Augen nur durch die gröbsten Laster, ja Verbrechen verletzt und aufgelöst werden kann. Dieses Letztere spricht gegen das Erstere: es beweiset, wie wenig es der Gesellschaft mit den sittlichen Motiven der Ehe ein Ernst ist. Erblickte sie in der Ehe wirklich jenes heilige Band, dessen die Natur sich zur Erhaltung ihres herrlichsteu Werkes, der Menschheit bediente, jenes Band, an das sie das Einzelwesen verwies, in ihm sein süßestes Glück zu finden: so würde sie dasselbe durch die heiligste Zartheit geehrt und schon in der leisesten Disharmonie eine Verletzung desselben erkannt haben. Mit welchem religiösen Formenwesen man die Ehe auch umhülle, durch welche Schwüre man sie zu stützen suche, mit welchen Zwangsgesetzen man sie auch umgebe, ist und bleibt sie für die Regierungen im Augenblicke etwas Anderes, als ein Bevölkerungsmittel, und für die Gesellschaft selbst ein Mittel zur Erreichung der eigennützigsten Zwecke. Wahrhaftig, es ist wenig schmeichelhaft für unser ästhetisches Gefühl, für unsere Moralität überhaupt, daß die öffentliche Meinung, und das aus derselben hervorgegangene Gesetz die Ehe in Motiv, Zweck und Form so abscheulich verkennt und entwürdigt. Unsere Scheidungsgesetze, so wie unsere Scheidungen selbst mit ihren Beweggründen sind empörend. Ein Bund, auf dem solcher Zwang, solche Sklaverei lastet, ist *entehrend*, ist ein *Fluch* und *kein Segen der Gesellschaft*. Als solcher stellt er sich überall in der Gegenwart heraus. Es zeigt sich in dieser Hinsicht ein trauriger Abstand zwischen dem Sonst und Jetzt der Ehe. Als das Volk noch kindlicher dachte und glaubte, als dasselbe noch ein tiefes, frommes Gemüthsleben erfüllte, da erschien auch die Ehe in einem würdevolleren

Charakter, meist als Ergebniss einer wahren innigen Neigung. Doch selbst da, wo sie dieser Grundbedingung entbehrte, diente ihr die Religiösität der Gatten als edle Stütze, und wenn man auch unfähig war, Motiv und Zweck derselben in höchster Reinheit und Vernunftgemäßheit zu erkennen, so wurde sie doch noch immer durch den Vorsatz eines gottseligen Zusammenlebens und einer frommen Kindererziehung getragen. Die Würde unserer gegenwärtigen Ehe ist dagegen auf Null reduzirt: sie ist eine hohle Form, wie alle übrigen sozialen Formen; allein wichtig durch den Vortheil, welchen sie dem Spekulationsgeiste bietet, und den Nachtheil, der aus ihrem gehaltlosen Charakter für die Gesellschaft hervorgeht. Eine radikale Umgestaltung der Ehe gehört unter die dringendsten Bedürfnisse unserer Zeit. Nur suche man nicht etwa diese Umgestaltung durch Schärfung der Scheidungsgesetze, also durch die Schergen des Gerichts zu erreichen. Das Edle muss aus dem freien, edlen Geiste von selbst hervorgehen; nie wird äußerer despotischer Zwang es erzeugen. Man strebe, dass Motive, Zweck und Form der Ehe vernunftgemäß werden; man strebe, den Volkscharakter zu veredeln, so dass nur heilige Liebe die Gatten vereine, dass der Zweck gegenseitiger Beglückung und eines gemeinnützigen, staatsbürgerlichen Wirkens sie verbinde, und was wir suchen, ist gefunden. Freilich wird dasselbe nur durch eine heilbringende Reform der sozialen Verhältnisse gesichert sein. Um den Eigennutz und seine schändlichen Folgen aus dem Ehebündniss zu entfernen, muss den Gatten bei fleißigem Schaffen und Streben die Möglichkeit der Existenz garantirt sein. Dies ist bei den bestehenden Zuständen nur selten der Fall, und es bleibt am häufigsten nur die Alternative: ehelos zu bleiben, oder das Vermögen bei der Wahl der Gatten zu berücksichtigen. Beides ist gleich verderblich für Sittlichkeit und Glück der Menschen. Es werden da, wo die Ehe wegen der fehlenden Subsistenzmittel unmöglich ist, wenn die Stimme des Herzens oder der Natur zu mächtig wird, Verhältnisse eingegangen, die im weitern Verlauf den einen Theil sehr unglücklich machen, oder die schon im Moment des Bestehens höchst ungünstig auf Eins oder das An-

dere der Betheiligten wirken. Wird aber die Ehe nur aus Rücksicht auf das zu erlangende Vermögen geschlossen, so ist sie wegen der Unlauterkeit des Beweggrundes nicht minder entwürdigend und unheilvoll in ihren Ergebnissen. Auch ist es ein schweres Unrecht der Gesellschaft, des Glückes fähige, zum Glück bestimmte Wesen durch die Mangelhaftigkeit ihrer Institutionen des höchsten Glückes zu berauben, welches der edle Mensch in der innigsten Verbindung mit einem gleichfühlenden geliebten Wesen finden kann, ihm die reinste Freude, durch die Liebe ein heiteres junges Geschlecht um sich erblühen zu sehen, grausam vorzuenthalten. — Es ist in neuerer Zeit manch lautes Wort für die Beseitigung all dieser von uns hier flüchtig angedeuteten Übelstände gesprochen worden: aber nicht Alle, fürchten wir, die für eine Reform der Ehe stimmen, betrachten dieselbe aus dem wahren und des freien Menschen allein würdigen Gesichtspunkte. Manche wollen durch ihre veränderte Form gewiss nur ein freieres Feld für ihre Sinnenlust gewinnen, ein Wunsch, durch dessen Erfüllung der Volkscharakter und mit ihm die sozialen Verhältnisse nur in noch tiefere Zerrüttung sinken würden. Wir erinnern uns hier lebhaft an das Wort des großen Weisen von Nazareth: „Aus dem Geiste müsst ihr wiedergeboren werden,“ und wir wiederholen auch in Bezug auf die Ehe: „Alles Edle und Dauernde muss sich aus der heiligen Tiefe des Geistes entwickeln.“

Erziehung.

Erziehung: Das Wort scheint uns ungeachtet seiner allgemein anerkannten Bedeutung doch derselben weniger entsprechend, und weit bezeichnender dürfte dafür Ausbildung zu gebrauchen sein. Wir behalten es indess bei, da es manchem unserer Leser vielleicht gewohnheitshalber bekannter klingt. Erziehung ist die durch äußere Einwirkung geförderte physische und geistige Entwickelung eines menschlichen Wesens. Wol Niemandem wird es einfallen die Nothwendigkeit in Frage zu stellen, dass ein Wesen die seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechende Ausbildung erhalte. Jeder Gegenstand, leblos oder beseelt, muss, um dem Zweck seines Seins oder Daseins zu genügen, die Eigenschaften besitzen, die ihn zu dessen Erreichung befähigen. Wenn sich aber auch im Stoffe eines Objekts, oder wenn es ein lebendiges ist, in seiner Anlage die Fähigkeit zur Erlangung der seinem Schöpfungs- und Lebenszweck entsprechenden Eigenschaften befindet: so wissen wir nur zu gut, dass es um den wirklichen Besitz dieser Eigenschaften eine ganz andere Sache ist. Der Schritt von der Befähigung zu etwas bis zu dessen Besitz, ist ein ungeheurer und schwieriger. Die Erfahrung überhebt uns der Mühe in dieser Hinsicht weitere Belege zu suchen. Der Anblick jedes Kindes ist ein Beweis für das Erstere; der so vieler verwahrloster Menschen bekundet leider das Letztere. Diese Entfernung zwischen Möglichkeit und

Wirklichkeit, diese zwischen bloße Anlage und deren möglichst hohem Entwickelungsgrade zu überwindende Schwierigkeit, lässt uns in der Zeit dieses Ausbildungsprozesses eine der entschiedensten Lebensepochen, in ihm selbst aber eine der wichtigsten von uns zu lösenden Aufgaben erkennen. Der Zweck eines Wesens, also auch der des Menschen ist, wie wir sagten, möglichst glückliche Entfaltung im Dasein. Die Aufgabe der Erziehung geht dahin, ihn durch ihren Einfluss zu befähigen, diese möglichst glückliche Lebensentwickelung in sich zu realisiren. In welcher Weise dies geschehen müsse, in welcher Weise man es gegenwärtig zu erstreben meint, dies sind die unserer Abhandlung sich bietenden Hauptpunkte. Die ungeheure Wichtigkeit des Gegenstandes erhebt auch die Frage nach dessen praktischer Behandlung zu entscheidender Bedeutung. Nicht, ob Erziehung gegeben, nicht, ob Sorge und Aufsicht darauf verwendet werde, genügt dem Anspruch der jugendlichen Generation, dass dies geschehe, dafür hat die Natur durch die innigsten Bande Sorge getragen — nur darum handelt es sich, welcher Art diese Sorge und Aufsicht sei.

Da das früheste Dasein des jungen Weltbürgers sich fast ausschliesslich in der Spähre der physischen Lebensentwickelung bewegt, und da diese Sphähre später in seiner Gesammtentfaltung einen so entschiedenen Einfluss behauptet, so dürfte es folgerecht erscheinen, auch unsere Reflexionen über diesen Gegenstand mit dieser Sphäre zu beginnen. Es ist die Aufgabe der physischen Erziehung, auf alle Weise dazu beizutragen, dass der Körper sich in Gesundheit, Kraft und Schönheit entwickele: seit seinem Entstehen hat sie darauf ihre eifrigste Sorge zu richten. Wenn eine kräftige körperliche Entwickelung auch nicht als unumstößliche Bedingung einer entsprechenden Geistesausbildung betrachtet werden kann — Erfahrung hat auf das Ruhmvollste bestätigt, wie oft sich in dem gebrechlichsten Körper eine ungeheure geistige Fähigkeit entfaltet — so zeigt sich dieselbe doch in Bezug auf die Dauer und den Umfang des geistigen Strebens im Allgemeinen von höchster Wichtigkeit. Wie schmerzlich beklagen wir deu frühen Verlust so vieler großen Männer, deren schwache Körperkonstitution dem mächtigen Wirken ihres Geistes

erlag, und wie wünschenswerth muss es erscheinen, dass jedem Gliede der Gesellschaft die volle Entwickelung aller geistigen Anlagen durch einen robusten körperlichen Träger verbürgt sei, weil ja eben auf diese Weise auch das allgemeine Wohl desto sicherer und umfangreicher gefördert werden mag.

In der ersten Zeit der Kindheit gehört dieser Theil der Erziehung ausschließlich dem Weibe. Sie beginnt für dasselbe mit dem Muttergefühl. Von jenem Augenblicke an, wann das Weib sich als Trägerin eines Wesens empfindet, hat es mit der größten Sorgfalt auf Alles zu achten, was das Gedeihen dieses Wesens fördern kann. Leider treten die Frauen in dieser Beziehung so höchst unwissend in den hohen mütterlichen Beruf, dass sie in der Kinderpflege ganz dem Zufall, ihrer Laune oder den unverständigen Dienstboten überlassen sind. Selten nur will es das Glück, dass ihnen der Rath einer wahrhaft gebildeten erfahrnen Freundin zur Seite steht, und recht häufig sterben oder verkommen die ersten Kinder als Opfer dieser mangelhaften Kenntniss ihres Pflichtenkreises. Es ist für das Wohl der Mutter sowol, als für das des Kindes unerlässlich, dass dieselbe sich über ihr physisches Verhältniss zu dem Kleinen, so wie über die ganze Behandlung des kindlichen Körpers vollkommen klar sei, und sie selbst bei dieser Kenntniss wird sie in der Lösung ihrer nächsten Aufgabe noch auf manche Schwierigkeiten stoßen. Diese hochwichtigen Pflichten werden jedoch in unserer überkünstelten, krankhaften Frauenerziehung ganz außer Acht gelassen. Allerlei Tändeleien und unnützen Kunstspielereien wird viel Zeit, Geld und Mühe geopfert, während man es verschmäht, der großen Bestimmung des Weibes auch nur eine Stunde ernsten Nachdenkens zu widmen. Woran liegt die Schuld solcher Vernachlässigung? An der Verkrüppelung und Verbildung unserer Zeit, an der durchreifenden Verkehrtheit aller unserer gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse. Während man es nicht anstößig findet, das zarte Ohr und das noch zartere Herz der Jungfrau durch schlüpfrige Worte, durch noch schlüpfrigeres Buch, ja sogar durch entsittlichendes Beispiel zu entweihen, würde man ein Wuthgeschrei über Anstandsverletzung

erheben, wäre nur die Mode davon, die Jungfrau über die höchst wichtigen Pflichten ihres künftigen Berufs zu belehren. Und doch ist gerade unsere Zeit mit ihrer falschen Schicklichkeitsprahlerei so unglücklich reich an Beispielen der Unsittlichkeit. Warum überhaupt jene Verachtung des höchsten Lebensmomentes, der Menschwerdung und der ersten Erziehung des Weltbürgers? Warum diesen Moment mit dem schädlichen geheimnissvollen Dunkel umhüllen? Warum sich mit widernatürlichem Abscheu von ihm hinwegwenden? Die Natur ist heilig und rein in ihrem Wirken, wie alle ihre Gebilde: nur der Mensch der sich in seiner verkehrten Richtung sich ihr entfremdet, entweiht sich und sie durch die Unlauterkeit seiner Grundsätze und Motive. Der Mensch muss mit reinem Herzen, mit hoher Ehrfurcht ihr nahen, als einer Offenbarung der Gottheit. Man zeige also auch dem Weibe den Standpunkt der Mutter als den erhabensten und heiligsten; man gebe Allem, was darauf Bezug hat, jene ihm gebührende würdige Haltung, und weder Zartgefühl, noch Sittlichkeit werden dadurch leiden, wenn sich das Weib über das wichtigste Loos seines Lebens unterrichtet. Mit der Mutterschaft beginnt, wie wir bereits sagten, für die Frau eine neue hochwichtige Lebensperiode, eine Zeit, in der sie mit allen ihren Schicksalen zu einem andern Wesen in der innigsten Beziehung und Wechselwirkung steht, ihre ganze Sorge, ihre ganze Lebensweise muss also während derselben vorzüglich das Gedeihen des ihr anvertrauten theuern Gutes bezwecken. Nahrung, Kleidung, Ruhe, Bewegung und Vergnügen ꝛc. müssen für die kräftige Entwickelung des entstehenden Geschöpfes berechnet sein. Alles Scharfe, Erhitzende muss in den Nahrungsmitteln vermieden, alles Pressende, Unbequeme muss in der Kleidung beseitigt werden, und Bewegung und Ruhe müssen zu einander in ein entsprechendes Verhältniss treten. Jeder, der nur etwas Einsicht in das Gebiet der Physiologie und Anthropologie erlangt hat, wird von der Wichtigkeit dieser zu befolgenden Regeln überzeugt sein; er wird wissen, welche innigen Beziehungen das Kind mit dem innersten Leben der Mutter verbinden und sein Gedeihen von ihrer Lebensweise abhängig machen; er wird wissen, dass die Beschaffenheit der Nah-

rungssäfte unbestreitbar die des Blutes bedingt, und dass das Blut seinerseits auf das Temperament und somit auf die ganze Art des menschlichen Seins, auf Zweck, Streben und Schicksal des Individuums entschieden influirt. Leider ist gerade den Frauen in dieser Hinsicht das Wenigste bekannt, so wünschenswerth es auch sein dürfte, dass sie von der Wichtigkeit dieser ersten Pflichten durchdrungen wären, da deren Erfüllung oder Vernachlässigung so scharf über die Zukunft des werdenden Menschen entscheidet. Denn es kommt alles darauf an, dass er in vollendeter Gesundheit geboren werde. Welche schreckliche Mitgabe in's Leben ist ein siecher Körper! Jedes Siechthum das sich aus jener ersten Bildungszeit herdatirt, jede Schwäche, die aus jener ersten Lebensperiode herstammt, ist unheilbar. Weder die Hülfe des Arztes, noch andere Pflege vermögen das zu ersetzen, was dem Körper schon in seinem Entstehen entzogen war.

Noch umfangreicher muss die mütterliche Sorgfalt nach der Geburt des Kindes in Wirksamkeit treten. Nicht jene blinde, weit unter der instinktmäßigen des Thieres stehende Sorgfalt, sondern eine auf Verstand und Vernunft basirte. Um eine solche Pflege dem Kinde angedeihen lassen zu können, muss die Mutter nächst gutem Willen die nöthige Fähigkeit und Umsicht besitzen. Sie muss, so lange sie ihm selbst Nahrung gibt, darauf sehen, dass das Kind reine, vollkommen gesunde Nahrung empfange; sie muss sich deshalb nicht nur aller ungesunden Speisen und Getränke enthalten, sondern auch die zur Absonderung und Ausbildung der Nahrung nöthigen Intervalle beachten. Nach der Entwöhnung des Kindes, die unbedingt nach erreichtem neunten Monat stattfinden mag, müssen die Speisen in Bezug auf Quantität und Qualität mit Vorsicht gereicht werden: Fett, Säure, Gewürze, Salz in großer Menge und besonders jedes Übermaß sind streng zu vermeiden. Auch der Genuss des Fleisches während der ersten Kindheitsjahre ist verderblich. Es darf nicht erst bemerkt werden, wie oft man in dieser Beziehung das heilsame Maß aus übelverstandener Liebe überschreitet, indem man der kindischen Begierde freien Spielraum

gestattet und z. B. oft eine Übersättigung zuläſſt, ohne zu bedenken, daſſ man dadurch den Organismus der Verdauungswerkzeuge zerrüttet und die Komsumtionsbegierde weit über das reelle Bedürfniſſ des Körpers steigert, ein Übelstand, der sich durch viele Krankheiten, die aus solchem Miſſverhältniſſ entspringen, rächt und außerdem dem Nichtbegüterten in Zeit en der Noth sehr quälend werden kann. Die Gewöhnung der Kinder an zwar nahrhafte, aber sehr einfache Speisen wird nicht blos ihr dauerndes Wohlsein begründen, es wird ihnen außerdem einst bedeutende Vortheile in ökonomischer Hinsicht gewähren. Als Beweis für unsere Behauptung mag die oft blühende Gesundheit jener Kinder aus den ärmeren Klassen gelten, denen zufolge der Vermögensumstände ihrer Eltern wol hinlängliche, aber nur höchst einfache Nahrungsmittel gereicht werden können. Selbst dort, wo man die Quantität derselben weniger sorgsam berechnet, und das geschieht häufig, sehen wir bei dieser Einfachheit noch Wohlsein gedeihen, so lange den Kleinen der Genuſſ reiner Luft und freier Bewegung gestattet ist. In großen Städten, wo die Kinder der Proletarier in schmutzige Straßen, kühle vepreſtete Hofräume und enge, feuchte und kalte Wohnungen eingepfercht sind, rächt sich das kleinste Übermaß an Speisengenuſſ.

Der zweite für uns wichtige Punkt ist die Kleidung. Sie soll dem Bedürfniſſ der Wärme genügen, darf aber dasselbe keinesweges übersteigen, noch die Ausdünstung hindern und der Luft den Zutritt versperren. Hinsichtlich der Form muſſ sie durchaus bequem sein und dem Körper die ungezwungenste Bewegung gestatten. Abgesehen von der augenblicklichen Qual, welche den Kleinen durch enge Kleider verursacht wird, sind die Folgen solcher Unvorsichtigkeit von den nachtheiligsten Wirkungen für die Gesundheit, da sie die Cirkulation des Blutes hemmen, das Athmen erschweren und die sonstigen Funktionen des Organismus stören. Indeſſ wenn auch allen Sanitätsrücksichten entsprechend und noch so einfach in Stoff und Schnitt, so darf der Anzug des Kindes das Auge auf keine Weise beleidigen, weil schon in dem Kleinen das ästhetische Gefühl, der Sinn für das Gefällige und Zierliche geweckt und berücksichtigt werden

muſſ. Die Hauptzierde der Kleidung aber ſei beſonders Sauberkeit. Sie kann nie genug berückſichtigt, nie dem Kinde lieb genug gemacht werden. Reinlichkeit iſt ebenfalls eine der großen Hauptbedingungen des körperlichen Gedeihens. Doch wenn ſchon dringend im Allgemeinen, ſo wird ſie es noch mehr bei dem Kinde, und nie kann in dieſer Beziehung zu viel geſchehen. Hauptſächlich ſind häufige, wo möglich zweimal in der erſten Kindheit, tägliche Bäder und tägliches Wechſeln der Wäſche ſehr empfehlenswerth; außer in Krankheitsfällen, in denen ſich natürlich die ganze Haltung des Kindes nach den beſonderen Verordnungen des Arztes zu richten hat. Es iſt eine bedauernswerthe Erſcheinung, daſſ wir dieſe ſo weſentliche Bedingung gerade ſo häufig vernachläſſigt ſehen. Die ärmere Klaſſe, die leider die Hauptvolksmaſſe bildet, iſt zum Theil außer Stand, ihren Kindern das in dieſer Hinſicht Nöthige angedeihen zu laſſen, theilweiſe iſt ſie aber auch zu ſehr daran gewöhnt, Unſauberkeit und Armuth für unzertrennlich zu halten; während doch möglichſte Reinlichkeit für den beſchränkt und oft ungeſund wohnenden Armen doppelt wichtig und wol das Einzige iſt, was er ſich ohne bedeutenden Koſtenaufwand verſchaffen kann. Dieſes traurige Selbſtaufgeben deſſelben in Unordnung und Unſauberkeit, iſt immer der letzte Schritt ins Elend. Außer den übeln Folgen, welche durch dieſe Vernachläſſigung ſeiner Geſundheit erwachſen, hat ſie für ihn noch den Nachtheil, daſſ ſie ihn eher zu einem Gegenſtande des Ekels und des Abſcheus, als zu einem Gegenſtande des Mitleids macht. Jeder Verſtändige wird ſeine Hilfe gewiſſ eher dem ſich anſtändig haltenden Dürftigen zuwenden, als jenem mit Schmutz und Lumpen bedeckten, der ſchamlos nicht allein ſein Unglück, ſondern auch ſeine Faulheit zur Schau trägt. Wie entſetzlich das junge Geſchlecht durch dieſen Mangel, durch dieſe Trägheit leidet, iſt offenkundig.

Die ſchmählichſte Vernachläſſigung herrſcht hier beſonders in der erſten Zeit, in der das Kind ſeine Bedürfniſſe nicht ſelbſt angeben, ſich nicht frei bewegen kann. Sobald es dieſe Fähigkeit erreicht hat, erweitert ſich der Pflichtenkreis der Erzieher durch eine neue Verbindlichkeit. Ihnen fällt von da an die

Sorge zu, dem Kleinen Gelegenheit zur Übung dieser Fähigkeit, wo möglich in freier Luft zu verschaffen. Das innere Leben des kindlichen Organismus ist ein so beflügeltes, mächtig treibendes, dass es sich im Äußern nothwendig durch die regste Beweglichkeit verkünden muss. Die frohe rege Lebensäußerung hindern, heißt die Thätigkeit der Natur hemmen, und ein verderbliches Missverhältniss zwischen Bedürfniss und Gewährung hervorrufen, dessen unvermeidliche Folge Stockungen der Säfte und Verkrüppelungen des Körpers sind.

Es genügt jedoch nicht, dem Kinde die erforderliche Bewegung zu gestatten, man muss dieselbe so zu regeln und zu leiten suchen, dass sie seine Kräfte wesentlich erhöhe und seine vollständigste Entwickelung fördere. Die diesem Zweck entsprechendsten Mittel sind Turnen, Schwimmen und Tanzen. Man wundere sich nicht, neben diesen erstern bereits als höchst praktisch erkannten Körperübungen eine andere angegeben zu finden, gegen die sich vielleicht von mehreren Seiten Stimmen erheben werden. Mit größter Missbilligung wird man uns von hier und dorther einwenden, dass der Tanz wegen seiner übeln Folgen gerade in den Jugendvergnügungen eher zu beseitigen als zu begünstigen sei, und dass am allerwenigsten daran gedacht werden dürfe, sogar schon die zartere Kindheit dessen schädlichen Einwirkungen auszusetzen. Dieser Einspruch ist, insofern er sich auf das bezieht, was wir jetzt unter Tanz verstehen, vollkommen begründet. Es fällt uns aber auch durchaus nicht ein, die jetzt durch dieses Wort bezeichneten taktmäßigen Bewegungen als ein der körperlichen Ausbildung günstiges Mittel hervorzuheben: wir stimmen im Gegentheil mit dem Urtheil aller Höhergebildeten darin überein, dass der gegenwärtige Charakter des Tanzes — wenn man ihm überhaupt einen Charakter zugestehen kann — in keiner Weise den Anforderungen entspricht, die sowol der praktische Verstand, als das ästhetische Gefühl an denselben zu machen berechtigt sind. Der praktische Verstand beansprucht mit vollem Recht durch denselben ein für das Individuum ersprießliches Resultat, das ästhetische Gefühl verlangt mit eben so vollgiltiger Befugniss eine allgenügende Befriedigung. Unser

Tanz — wenn dieses planlose Jagen und Umherschleifen anders diesen Namen verdient — bietet uns fast einzig das Bemerkenswerthe einer reizlosen, Kraft und Gesundheit erschöpfenden Wildheit: er ist das treue Abbild unserer Zeit, charakterlos wie sie, entbehrt er jeder tiefern poetischen Bedeutung, jedes höhern Zweckes. Er ist nichts Anderes mehr als ein Ausbruch wilder Lust, ein Annäherungsmittel für die Geschlechter, ein Reizmittel der Gefallsucht; also weit entfernt von dem ihm gebührenden Charakter. Wie aber die Malerei sich als die Poesie des Auges, die Musik als die der Töne, das Gedicht als die des Wortes ankündigt, so soll der Tanz die Poesie der Bewegungen sein. Es giebt in der menschlichen Natur nur ein höchstes poetisches Prinzip, das unmittelbar in Dasein und Wirken, das Ideal des Schönen nach der individuellen Anlage auf verschiedene Weise zu verwirklichen strebt. Damit dies in allen Sphären geschehe, auch durch den Tanz geschehe, muss man zunächst darauf hinarbeiten, dass der Tanz sich in Charakter und Form seinem Zweck entsprechend veredle, ehe die Rede davon sein kann, denselben als ein Bildungsmittel für die Jugend zu sanktioniren. Er muss sich soweit umgestalten, dass er als angenehme, (nicht angreifende) dem Auge wohlgefällige ästhetische Bewegung die körperliche Gewandtheit fördere und der ganzen Haltung jene so überaus ansprechende Grazie verleihe, die das Turnen, wie sehr es auch Kraft und Behendigkeit erhöht, dem Körper nicht zu geben vermag. Man müsste also, um dieser Absicht zu genügen, für den Tanzunterricht der Jugend ganz von der gegenwärtigen Art und Weise abstrahiren und einzig auf die Erreichung jenes höhern Zweckes hinarbeiten. Sobald diese Bedingung erfüllt wäre, würde der Tanzunterricht unter jene die physische Bildung sehr fördernden Lehrgegenstände gehören.

Was das Turnen und Schwimmen betrifft, so hat man für die Knaben in größeren Städten bereits Einiges gethan; aber das weibliche Geschlecht ist wie gewöhnlich bei Gewährung bürgerlicher Vortheile, auch hier vergessen worden. Hat man je hierin auf dasselbe Rücksicht genommen, so beschränkt es sich auf Privatunternehmungen und ist daher den Ärmeren, wegen

des bedeutenden Kostenaufwandes unzugänglich. Man bedenkt nicht, dass gerade der weibliche Körper den tief eingreifendsten Erschütterungen ausgesetzt ist, und deshalb der Kräftigung am meisten bedarf. Auch sind die Töchter armer Familien bei dem Unterricht in Körperübungen schon darum doppelt zu berücksichtigen, weil bei ihnen, die darauf angewiesen sind, einst ihre Existenz durch eigene Thätigkeit zu sichern, die größtmögliche Kraftentwickelung von Nöthen wäre. Dass die Mittel zu derselben allen auch Nichtbegüterten geboten werden, ist Sache der Kommunen. Ihnen fällt in ihrer Eigenschaft als Gemeinwesen die Pflicht zu, Erziehung und Unterricht thätig zu überwachen und zu leiten.

Eigentlich gehört diese Sorge der höchsten sozialen Autorität, der Staatsregierung. Die Gesellschaft oder der dieselbe repräsentirende Staat hat bei dieser Sorge Doppelzweck und Doppelinteresse: einmal Förderung des allgemeinen Wohlseins, der Ordnung und Sicherheit, also sein eigenes Bestehen; dann aber auch das Individuum, dessen physische und geistige Befähigung zu einer heitern Lebensentwickelung. Da er aus einer großen Kette von Einzelwesen gebildet ist, so muss ihm natürlich Alles daran liegen, dass diese Einzelwesen jenen geistig-sittlichen Standpunkt erreichen, auf dem es ihnen allein möglich ist, diesem Doppelzweck zu genügen. Der Staat oder die Gesellschaft also muss, wenn sie ihren Anspruch auf den Namen einer sittlichen, vernunftgemäßen Anstalt begründen will, allen ihren Gliedern die Möglichkeit eines heitern Daseins garantiren: einmal durch Entwickelung der dazu erforderlichen innern Fähigkeiten, zweitens durch die Anlage ihrer äußeren Institutionen. Verfolgt sie dieses Ziel gewissenhaft, so erreicht sie in demselben gleichzeitig den Höhepunkt ihrer Gestaltung. Ein Staat, dessen Bürger zu wahrer geistig-sittlicher Ausbildung gelangten, ist, weil aus allgemeiner Vernunftgemäßheit hervorgegangen, auch in seinen Institutionen der vollkommenste und deshalb der solideste. Das Streben der Staatsautoritäten hat, um so große Zwecke zu erreichen, seine größte Aufmerksamkeit auf eine weise Heranbildung des jugendlichen Geschlechts zu richten, der Genera-

tion, welche durch ihren Charakter das Schicksal der Zukunft bedingt. Sie muss dieser ganzen heranwachsenden Generation die Bahn des Geistes, das ganze Gebiet für soziale Thätigkeit öffnen, sie darf in dieser Hinsicht weder einen Unterschied des Standes, noch des Vermögens, sondern nur den Unterschied der Fähigkeit kennen. Nur nach dieser darf sie Erziehungsweise, Unterricht und einstige bürgerliche Bestimmung des jungen Weltbürgers modifiziren und regeln. Handelt sie anders, so ist sie ungerecht, sowol in Bezug auf die Gesammtheit, als auf das Individuum. Sie widerstrebt dem allgemeinen Interesse, weil sie nicht dafür Sorge trägt, jedes ihrer Glieder in den ihm angemessensten Wirkungskreis zu bringen und dadurch dem Gemeinwohl den empfindlichsten Schaden zufügt, da sie es der herrlichen Früchte einer den Anlagen und Fähigkeiten jedes Einzelnen entsprechenden Thätigkeit beraubt. Oder thut sie das nicht, wenn sie dem Begüterten allein die Möglichkeit einer vollkommenen Ausbildung gestattet, während sie dem Armen, mag er von Natur mit den glänzendsten Anlagen ausgerüstet sein und den Beruf zur höchsten geistigen Thätigkeit in sich fühlen, diese Möglichkeit ungerechter Weise entzieht?

Es bedarf nach dem Gesagten kaum noch der Erwähnung, wie schwer solche Ungerechtigkeit von dem Einzelnen, den sie trifft, empfunden wird. Sie drückt ihn in eine Sphäre hinab, in die er nach seiner Anlage nicht gehört und verursacht so das Unglück seines Lebens, indem sie ihn zu einem seiner Neigung zuwiderlaufenden Beruf zwingt. Ein anderer sozialer Nachtheil aber liegt darin, dass, durch sie begünstigt, die Mittelmäßigkeit, ja wol gar die erwiesene Unfähigkeit zu Stellungen gelangt, deren würdige Behauptung nur dem wahrhaft geistig Berufenen möglich werden mag. Gerade dadurch werden die grellsten sozialen Contraste hervorgebracht.

Das was bisher für diesen Gegenstand geschehen ist, bezieht sich lediglich auf den Unterricht. Nur er, nicht aber die Erziehung befindet sich bis jetzt unter Aufsicht der Behörden. Den Unterricht überwachen die Regierungen mit Ängstlichkeit, und wenn man

auch noch nicht der Jugend die Wissenschaft nach Gran und Drachmen zuwiegt, so wird sie derselben doch häufig in sorgfältig nach den Regierungsmaximen geprüften und bearbeiteten Präparaten verabreicht. Lehrer, die auf diese Maximen keine Rücksicht nehmen wollten und ihre individuelle Überzeugung, wäre sie denselben auch entgegen, auszusprechen wagten, würden sehr bald als überflüssig erscheinen und entfernt werden. Wird doch sogar auf den Universitäten in gewissen Fächern nicht das durch wissenschaftliche Prüfung als wahr Begründete, sondern das, was man etwa höhern Orts gelehrt haben will, gelehrt. Das schlagendste Beispiel dafür liefert Rußland, wo die Lehrer ganz einfach zwischen Wahrheit und Sibirien, oder Vorschrift, Decorationen und äußeren Vortheilen zu wählen haben. Doch auch in Deutschland sehen wir dasselbe System mehr oder weniger öffentlich befolgt. Bei solchem Stande der Dinge ist es wol auf keine Weise beklagenswerth, dass den Regierungen die speziellere Ueberwachung der Erziehung nach den gegenwärtigen Verhältnissen entrückt ist, weil die dazu erforderlichen Mittel fehlen. Wenn man gleichwol durch den nach den Regierungsprinzipien modifizirten Unterricht schon so bedeutende Resultate erzielt, was würde man zu leisten im Stande sein, wenn man die Mittel besäße, die Sorge für die gänzliche Erziehung, für die Erziehung Aller zu übernehmen. Seien wir also für den Augenblick zufrieden, dass noch Alles ist, wie es ist; wenigstens bleibt uns unter jetzigen Verhältnissen noch die ungetrübte Aussicht in eine bessere Zukunft. Diese Zukunft wird und muss kommen. Auch die Erziehung kann sich auf den Grund der bisher angewandten Prinzipien nicht lange mehr basiren, auch sie muss dem Drange der Verhältnisse über kurz oder lang nachgeben und sich auf eine dem Zeitbedürfnisse entsprechende Weise regeneriren. Wie alle wahrhaft großen, das Wohl der Menschheit bezweckenden Ideen sich jetzt überall mächtig zu regen und zu entwickeln beginnen, so wird auch die gegenwärtig herrschende durch und durchaus falsche Idee über Erziehung stürzen und der einzig wahren naturgemäßen Platz machen. Der jetzige Gesichtspunkt der Erzieher ist so beschränkt, dass sie kaum eine Ab-

nung von dem eigentlichen Umfange und Einfluss der Erziehung auf das Leben gewonnen haben. Im Unterricht wähnt man die fast einzige Aufgabe der Erziehung zu finden und zu lösen. Die Behörden und die ihr dienen nehmen nach dem Stande der Verhältnisse nur von dieser Seite Notiz: die Eltern aber — wir sprechen im Allgemeinen — sind sich über das wahre Verhältniss zu ihren Kindern, wie über Zweck und Charakter der Erziehung durchaus nicht klar. Sie betrachten das Erstere noch ganz im patriarchalischen Sinne, und erblicken in den Kindern immer noch eine Art Eigenthum, welches sie ganz nach ihrem Willen zu behandeln berechtigt sind. Was den Zweck der Erziehung betrifft, so genügt ihnen für denselben im glücklichen Falle in ihren Kindern die Befähigung zu irgend einem bürgerlichen Berufe entwickelt zu sehen, und sie mit Hilfe der Moral, der Religion, und mehr noch einer berechneten Klugheit — Letztere ist gegenwärtig der Hauptzügel der Begierden und Leidenschaften, die sonst allvernichtend hervorbrechen würden; sie mäßigt dieselben in soweit, daß sie den leidigen „Anstand", den äußern Schein, freilich wenig mehr, als ein Schatten, ein Nichts beachten heißt — von jenen von dem Gesetz bestraften Vergehungen entfernt zu wissen. In der Folge dieser höchst mangelhaften Erziehungstheorie und dem oft sogar unsittlichen, d. h. widernatürlichen Standpunkte derselben, ist es unvermeidlich, dass der Charakter demnach ein schwankender, durchaus unbefriedigender sein muss.

Das elterliche Verhältniss ist allerdings ein durch die Natur geheiligtes, jedoch nur in sofern, als dieselben ihre Pflicht erkennen und erfüllen. Nicht eben das Dasein ist es, wofür sie in Bezug auf ihre Kinder zu dem Anspruch des Dankes berechtigt sind — der Moment, welcher diesen das Leben giebt, gehört wol einzig und allein einem selbstischen Zwecke an. — Was aber ihre Rechte begründet, was sie als waltende Vorsicht über ihre Unmündigen stellt, was die Kinder zu unauslöschlichem Danke gegen sie verpflichtet, ist eine das Wohl der Kinder begründende Erziehung. Nur in wiefern die Eltern hinsichtlich ihrer Kinder den Zweck geistig-sittlicher Entwickelung verfolgen, in sofern sie

denselben, durch deren Ausbildung zu nützlichen edlen Menschen erreichen; in dem Maße, als sie den Charakter der Erziehung als einen würdigen bewähren, gebührt ihnen Anerkennung und Ehrfurcht.

Wir kommen auf den Zweck der Erziehung zurück, indem wir ihn als geistig-vernünftige Entwickelung bezeichnen. Die getrennten Worte bieten uns hier gleichzeitig zwei scharf getrennte Ideen, die unsere fernere Betrachtung nach zwei verschiedenen Seiten hin beherrschen werden. Es sei uns daher, ehe wir näher auf die Details eingehen, nur noch die flüchtige Bemerkung erlaubt, dass wir hier bei dem Worte geistig nur an Verstandesbildung denken. Diese Seite der Erziehung, die durch den Unterricht repräsentirt wird, möge unsere Aufmerksamkeit nun für einige Zeit beschäftigen. Der Unterricht, der in unserer Zeit fast allein für das Wesen der Erziehung gilt, macht sich in seiner jetzigen Art und Weise ausschließlich die Kultur jener im äußern Leben Vortheil gewährenden Fähigkeiten zur Aufgabe. Erkenntnissvermögen, Urtheilskraft, Schluss- und Wahlvermögen werden zu ungemeiner Schärfe ausgebildet.

In Bezug auf die eben von uns erwähnte Fähigkeit zu schließen, glauben wir andeuten zu müssen, dass wir dieselbe, dem allgemeinen Gebrauch entgegen, nie durch den Ausdruck Vernunft bezeichnen werden. Wir erkennen in der Vernunft ein von dem Schlussvermögen durchaus Verschiedenes. Vernunft ist für uns, wie wir dies schon in früheren Werken ausgesprochen, das Resultat der übereinstimmenden möglichsten Entfaltung aller unserer geistigen Vermögen, die Blüthe des Geistes. Jene Fähigkeit aber, durch die wir nach vorhergegangener Begriffs- oder Ideenbildung und dem, von der Urtheilskraft zwischen denselben vermittelten Prozesse der Verbindung oder Vergleichung uns in den Stand gesetzt sehen, irgend ein logisches Ergebniß aus dieser Vergleichung oder Verbindung herzuleiten, zeigt sich zu unsern übrigen Vermögen nur in dem Verhältniss der Coordination. Der stets so wahr und scharf entscheidende Volksverstand scheint diese unsere Ansicht stützen zu wollen, indem er das Prädikat vernünftig nur dann ertheilt, wenn Erkenntniss

und Wahl des Rechten sich vereint manifestiren. — Geistesresultate, die sich bei dem blos logisch Schließenden durchaus nicht als nothwendig gefordert erweisen. — Kehren wir jedoch zum Hauptzuge unserer Betrachtungen zurück.

Neben der Ausbildung der von uns bereits erwähnten Fähigkeiten finden wir das G e d ä c h t n i s s vorzugsweise berücksichtigt, ein Verfahren, welches wir von unserm Standpunkte aus nicht billigen können. Wir sind zwar sehr gern bereit, dem Gedächtnisse, seine volle Geltung zu lassen. Wir achten es als die Fähigkeit, welche alle Schätze des Geistes aufzubewahren bestimmt ist, einer sehr sorgfältigen Entwickelung werth; aber wir bedauern gleichzeitig, den gegenwärtigen Unterricht fast nur auf dasselbe berechnet, nur durch dasselbe vollbracht zu sehen. Diese falsche Richtung waltet in allen Fächern des Wissens und der Wissenschaft; vom Elementarunterricht an bis hinauf in die höhern Sphären der Gelehrsamkeit. Man strebt weit weniger nach klarer Übersicht des Ganzen, nach genügender Schärfe und einer erschöpfenden Erkenntniss in einem einzelnen Gebiet, als vielmehr nach Ausdehnung und Vielseitigkeit der Kenntnisse, da man das Wissen der Gegenstände mehr nach deren Quantität, als dessen Qualität im Verhältnisse zu denselben berechnet. Zur unsäglichen Qual der Jugend wird sie nicht zu Lernenden, sondern zu Auswendiglernenden gebildet. Mit diesem Namen können wir die allein bezeichnen, die als Opfer des herrschenden Systems gezwungen sind, eine Menge Dinge in ihrem Gedächtnisse aufzuspeichern, die sie kaum halb, öfterer gar nicht mit dem Verstande erfasst haben. Lernen aber heißt: sich die Fähigkeit aneignen, die Gegenstände ihrer Natur und den Denkgesetzen gemäß durch Begriff, Idee, Urtheil, und Schluss zu erfassen. Nur solche vom Verstande erfasste und dem Gedächtniss überlieferte Gegenstände, mögen von demselben klar und treu aufbewahrt werden; allen übrigen, ihm in anderer Weise aufgedrungenen Ballast wirft es in kurzer Zeit über Bord. Es dürfte also wol sehr wünschenswerth sein, wenn man hinsichtlich der zu lehrenden Gegenstände bedeutende Vereinfachungen eintreten ließe, und bei deren Behandlung mehr auf ihre wahre Durchdringung

durch den Verstand, als auf die mechanische Auffassung ihrer Form durch das Gedächtniss sähe. Ganz andere Resultate müssen aus dem Unterrichte hervorgehen, der nicht als reines Gedächtnisswerk betrieben. Das Lernen wird der Jugend durch diese geistplagende Methode auf's Höchste verleidet, und häufig wird auch selbst das einseitige Ziel, Anfüllung des Gedächtnisses, nicht einmal erreicht. In den höhern Lehranstalten lastet die Menge der Gegenstände und die daraus erwachsende Masse der Arbeiten so auf dem jugendlichen Geschlecht, dass sie oft hemmend in den organischen Entwickelungsgang eingreift, dessen Gesundheit auch für die Zukunft vernichtet, und ihm fast jeden Lebensgenuss raubt. Gerade diese Verkürzung erzeugt die schroffste Reaktion. Für das, was ihr harter Weise entzogen wird, entschädigt sich dann die Jugend auf verderbliche Art. Die geistige Beschäftigung muss durchaus zu den physischen Kräften, zu der geistigen Arbeitsfähigkeit im gehörigen Verhältnisse stehen. Wenn wir anhaltende Geistesthätigkeit selbst auf kraftvolle, längst mit dem Studium vertraute Männer einen höchst zerrüttenden Einfluss üben sehen, wie mögen wir ohne hart zu sein, den Kleinen eine tagelange geistige Arbeit zumuthen. Obgleich sich die Unbilligkeit in dieser Beziehung im Allgemeinen herausstellt, so zeigt sich dieselbe im Knabenunterrichte am schärfsten. Wissenschaftliche Fächer die später ganz füglich dem Berufsstudium beigegeben werden könnten, vermehren die Zahl der Lehrgegenstände fast von Jahr zu Jahr. Man möchte am liebsten schon den Knaben das ganze Wissenschaftsgebiet eintrichtern; man bedenkt aber nicht, wie selten ein Geist sich zu solcher Fähigkeit entwickeln mag, und dass oft da wo dieselbe erreicht werden könnte, der Körper den ungeheuern erforderlichen Anstrengungen erliegt. Auch in den höhern Studienkreisen finden wir dasselbe Missverhältniss. Es werden hier unwesentliche Dinge zu einer so entscheidenden Wichtigkeit erhoben, dass ihnen eine Genauigkeit und Zeit gewidmet werden muss, die wahrlich schönere Früchte tragen würde, wenn der Studirende seiner Neigung frei folgen dürfte. Dergleichen Dinge, die für die fachliche, so wie die allgemeine Ausbildung eines Individuums nicht eben zweckmäßig

sind, mögen ohne Gefahr Jenen überlassen werden, deren Fache sie unerlässlich zukommen.

Hinsichtlich der für die Kinder der ärmern Volksklasse bestimmten Lehranstalten ist nur zu bemerken, dass sie als durch Selbstsucht und Engherzigkeit gegründete Institute durchaus verwerflich sind. Jeder junge Weltbürger ist zu der höchsten seiner Fähigkeit entsprechenden geistigen Entwickelung berechtigt und berufen: es darf daher in keinem vernünftigen Staate Schulen für Arme und Reiche, sondern nur für Fähige und Unfähige geben. Der erste Unterricht würde natürlich gleich sein. Da die Ungleichheit der Befähigung sich aber sehr bald herausstellen muss, so würden sich die geistigen Bahnen später trennen, um Jeden zu dem ihm erreichbaren Ziele zu führen. Es ist in der Gegenwart sehr traurig, so viele schwache, mittelmäßige, nur durch ihr Vermögen begünstigte Köpfe, eben blos durch ihr Geld, durch Bestechung, Heuchelei, Schurkerei aller Art emporkommen zu sehen; während der zehnmal fähigere Sohn des Proletariers hilflos zu Axt und Hammer verurtheilt ist. Die Volksschulen beschränken sich fast ausschließlich auf Gedächtnisskram, hauptsächlich auf das Auswendiglernen von allerlei religiösen Schriftstücken, Liedern, Sachen, die dem Ideenkreise der Kinder, und deshalb auch ihrem Interesse ganz fern liegen.

Eine andere, in unserer jetzigen Unterrichtsweise, sowol als in der Erziehung sehr vernachlässigte Seite ist das Gemüth. Mit maßlosem Staunen werden sich Manche gegen solchen Ausspruch erheben und uns an die unzähligen Katechismen, Evangelien, Gebote, Denksprüche, frommen Lieder, Pflichtenlehren, biblischen und moralischen Geschichten erinnern, die der Jugend nicht blos eingelernt, sondern auch auf sehr empfindliche Weise eingebläuet werden, damit sie ihr Gemüth für alles Gute erwärmen und beseelen. Woher, fragen wir, wenn alles dies so vortrefflich ist, die steigende Entsittlichung, diese stets umsichgreifende Rechtsverachtung, diese Indifferenz, dieser Hohn gegen das wahrhaft Heilige? Eben darin, dass die Gemüthsbildung fast ausschließlich der Religion überwiesen ist, liegt der Grund ihrer Mangelhaftigkeit. Die Religion, d. h. hier die

Lehre von dem Guten, Erhabenen und Göttlichen, und dessen Ausübung im Leben, tritt den Kindern in so fremdartiger Gestalt entgegen, dass sie sich von derselben nicht leicht angezogen fühlen können, zuerst in einem unerfasslichen Wunderbau, später in einer streng systematisch gehaltenen Pflichtenlehre. Alles dieses wird nun dem kindlichen Gedächtniss aufgedrungen. Von einer Erfassung der Religion durch Gemüth oder Verstand finden wir nur selten eine Spur. Das Letztere ist auch bei dem gegenwärtigen Charakter der Glaubenslehren für das Kind schlechthin unmöglich. Dieses Aufdringen aber, dieser Muss, der die Jugend zur Aufnahme der ihr so fremden religiösen Formen zwingt, macht ihr dieselben durch die Qual des Auswendiglernens, durch einen trockenen Vortrag des Lehrers nur zu oft höchst unangenehm, und stumpft sie auch gegen das unter diesen Formen verborgene wahrhaft Hohe ab. Wir berufen uns hierbei auf das Zeugniss aller Wahrheitsfreunde. Gewiss die meisten werden mit uns darin übereinstimmen, dass ihnen ungeachtet eines tiefen und warmen Gemüths doch der Religionsunterricht in ihren ersten Jahren nicht nur nicht ansprechend, sondern lästig war, und dass sie erst später, in reiferem Alter sich mit Liebe religiösen Spekulationen zuwendeten. Diejenigen natürlich, welche ein weniger empfängliches Gemüth haben, bleiben nach der einmal überstandenen Lernperiode dem religiösen Gebiet gänzlich fern und erstarren im Indifferentismus. Wir sagen damit nicht, dass die Religion von dem Unterrichte durchaus auszuschließen sei; nur muss sie nicht als leeres Formenwesen gelehrt werden. Ehrfurcht gegen das Heilige, Begeisterung für Recht und Wahrheit, müssen aus der Seele, nicht aus dem Munde des Lehrers in das junge Herz überströmen. Das ist Alles, womit sich der Religionsunterricht in dieser Beziehung zu beschäftigen hat. Am geeignetsten wird sich in dieser Beziehung für die zartere Jugend die Erzählung erweisen. Später erst, bei höherer Geistesentwickelung, wird man den Vortrag seines erzählenden Gewandes entkleiden können.

Dass jenes als Religion Gebotene streng vernunftgemäß sein müsse, wenn es die Vernunftentfaltung vernunftfähiger We-

sen fördern soll, versteht sich von selbst. Alles Wunderbare, Unklare muss daraus entfernt bleiben, weil es nur Verwirrung, Schwärmerei, Mystik oder später Verachtung erzeugen würde.

Aber die Religion ist nach unserer Ansicht nicht das einzige Bildungsmittel für das Gemüth; Sprache und vorzugsweise Literatur und Geschichte üben, wenn sie in entsprechender Weise vorgetragen werden, einen mächtigen und segensreichen Einfluss auf dasselbe. Gleichzeitig mit diesen Gegenständen muss der Umgang der Erzieher und Lehrer wirken; er dürfte leicht eine größere Macht auf die jugendlichen Gemüther ausüben, als alles Andere. Die freundliche, erwärmende Ansprache, die stete, liebevolle Anregung, sie sind das eigentlich Lebenschaffende für das Gemüth. Es kann nur gedeihen, sich zur edlen Geistesgluth entwickeln durch Liebe. Wo die Liebe nicht waltet, nicht vom Herzen zum Herzen spricht, da breitet sich, zu welchem Umfange auch das Wissen sich entfaltet habe, das Reich der Erstarrung, des Todes, der Nichtachtung alles Menschlich-Schönen und Großen. Kalt, wie ein Nordlicht, leuchtet jener vom liebewarmen Gemüth getrennte Verstand, der durch seine Selbstsucht das kindliche Herz verletzt zurückstößt. Und doch, wird das Erste so schwer vernachlässigt. Kalt wächst die Jugend heran. Schmerzlich vermisst man auf dem blühenden Antlitz den Ausdruck milder Empfindung; Kälte oder Geistesdumpfheit, Stolz oder Leidenschaftlichkeit haben ihm häufig genug ihren widrigen Stempel aufgedrückt. Neben dem Verstande, für dessen Bildung alle Ermuthigung, alles Streben, alle Huldigungen sind, wuchert die Selbstsucht; überall tritt gebieterisch das Ich mit seinen Ansprüchen hervor. Auch die Jugendfehler, jene durch eine zu große Erregbarkeit des Gemüthes veranlassten so verzeihlichen Schwächen werden immer seltener, und an deren Stelle tritt die kalte berechnete Unthat.

Diese Reflexionen leiten uns auf einen andern Theil unseres Abschnittes: auf die Erziehung. Streng genommen, sollte dieselbe von dem Unterricht gar nicht getrennt werden; denn jede Erziehung sollte Unterricht und jeder Unterricht Erziehung sein. Für den Augenblick ist jedoch dieses gegenseitige Ineinanderauf-

gehen durch die Lage der Verhältnisse noch nicht möglich geworden. Wir bitten unsere geehrten Leser, hier bei dem Wort Erziehung weniger an den allgemeinen Begriff der Ausbildung, als vielmehr an die von Eltern oder Erziehern geübte häusliche Überwachung der Kinder zu denken. Dieser elterlichen Autorität ist vorzüglich die Charakterbildung der zu Erziehenden anheim gegeben, und wenn die Schule auch einigen Einfluss auf dieselbe äußert, so ist er doch nur relativ, und wird durch den aus der Familie auf das Kind übergehenden Geist entschieden bedingt, kann sich also nur im Fall der Übereinstimmung mit demselben wirksam zeigen. Es handelt sich nun für uns zunächst darum, die Art näher zu bestimmen, wie diese Charakterbildung sich vollbringen müsse, und in welcher Weise man sie zu erstreben sucht. Wenn aus der Überwachung und Leitung der Jugend durch Eltern irgend erfreuliche Resultate hervorgehen sollen, so muss dieselbe sich auf die Theorie gediegener Prinzipien stützen. Wo aber ein System von Grundsätzen gefordert wird, dort muss man nothwendig jene Geistesklarheit und Verstandesreife voraussetzen, die zur Bildung eines solchen Systems gehört. Die Eltern und Erzieher müssen also selbst jenen geistigen Fonds besitzen, um daraus den für das ihnen anvertraute große Werk der Erziehung nöthigen Stoff schöpfen zu können. Man entsetze sich jedoch nicht, indem man uns in dieser Hinsicht den Anspruch an hohe Gelehrsamkeit unterlege, eine Forderung, die jedenfalls sehr absurd wäre. Dass außerordentlich gelehrte Eltern gerade in der Erziehungsweise die häufigsten Inconsequenzen begehen, ist längst bekannt. Wir beschränken uns einfach auf die Forderung, dass der Erzieher eine richtige Ansicht von der menschlichen Bestimmung und von den Lebensverhältnissen in sich entwickelt habe, dass er von dem Streben beseelt sei, die ihm vertrauten Pfleglinge diese Bestimmung erreichen zu lassen und ihnen einst im Leben eine würdige, nicht eine hohe Stellung zu verschaffen (auch der Standpunkt des Holzhauers ist ein ehrwürdiger, wenn ein redlicher Mann ihn einnimmt) — und dieselbe zu behaupten wissen. Der Erzieher muss also, kurz gefasst, einen sehr gesunden Verstand und einen

ehrenhaften Charakter besitzen. Dies ist der allgemeinste Anspruch, den wir für den Augenblick an ihn stellen können. Später allerdings, wenn die Erziehung einst aufgehört haben wird, Privatsache zu sein, wenn die Gesellschaft oder der Staat ihre ungeheure Wichtigkeit anerkannt und selbst deren Leitung nach großen humanen Ideen übernommen haben wird, dann dürften sich die Anforderungen an die Erzieher freilich noch bedeutend erweitern.

Die Eltern, oder die, welche deren Stelle vertreten, gehören den verschiedenartigsten Lebenskreisen an, ihr Einsichtsgebiet über Erziehung kann also durchaus nicht im höchsten Entwikkelungsgrade vorausgesetzt werden, und man muss sich für die Gesammtheit mit den bereits als Haupterfordernisse bezeichneten Punkten begnügen. Wie gern würde man dies thun. Die Gegenwart aber bietet uns diese Befriedigung nur in vereinzelten höchst seltenen Fällen. Nur wenige Eltern und Erzieher sind sich klar über das zu verfolgende Ziel. Viele derselben stehen selbst auf so niedriger sittlicher Stufe, dass sie nur das Verderben ihrer Kinder, nicht aber deren Heil zu begründen im Stande sind. Das Schicksal der in ihre Hände Gegebenen ist das furchtbarste. Kein Lichtstrahl der Belehrung, kein sanft ermahnendes Wort, das sie auf den Weg des Rechten führe, dringt in ihr junges Herz; Entsittlichung, Entehrung und Fluch allein sind ihre Mitgabe in's Leben. Ein anderer großer, jedoch besserer Theil der Eltern, die aber selbst nie die Grenze eines vegetirenden Daseins überschritten, denen ein Jenseits dieser Grenze ganz fremd ist, beschränkt sich rein auf die animalische Seite der Erziehung, und glaubt mit dem Geschenk des Lebens und der Großfütterung der Kinder Alles für dieselben gethan zu haben; alle sonstigen von ihnen ausgehenden Einwirkungen reduziren sich etwa auf Äußerungen ihrer Laune, ihrer Leidenschaft oder äffischen Zuneigung. Diese drei repräsentiren so im Allgemeinen die bewegenden Kräfte in der Erziehung. Die Höhergebildeten wollen freilich wo hinaus mit ihren Kindern und gewöhnlich sehr hoch hinaus. Sie haben also bei deren Erziehung ein Ziel vor Augen und das ist allerdings schon viel. Die Wis-

senschaft ist, seit das Faustrecht aufhörte, so zu Ehren gekommen, dass man — wo nicht etwa ungeheure Summen im Hinterhalte liegen — unmöglich in der Welt mit Eklat debutiren und sich in eine imposante Stellung schwingen kann, ohne einige Fünkchen ihres Lichtes geborgt oder gekauft zu haben. Dies erkennend, sehen nun gute, wohlhabende Eltern ein Stück Geld nicht an; sie öffnen ihren Söhnen und Töchtern nicht nur alle Quellen des Unterrichts, sie treiben, sie zwingen dieselben auf die Bahn der Weisheit, und hätten sie von der Natur auch nur gerade so viel Fähigkeit erhalten, um das ABC zu lernen. Es ist wirklich jammervoll, wenn man diese reiche Dummheit und Mittelmäßigkeit in höheren Anstalten zur großen Plage der Lehrer einziehen und sich breit machen sieht, während Tausende armer Straßenbuben besser an ihre Stelle passen würden. Aber die Eltern sind wohlhabend, vornehm; natürlich muss ihr Sohn eine glänzende Carrière machen, da sie sich für ein bescheideneres Loos nicht entschließen können, wenn auch dies allein seinen Fähigkeiten entsprechen würde. Hinauf! hinauf! ist die Loosung der Eltern in den sogenannten höhern Ständen. Doch nicht auf wahren geistigen Werth geben sie Etwas, sondern nur auf geistreichen Flitter. Nicht Menschen, durchglüht von edler Empfindung, groß und frei in der Wahl und Übung des Rechten, wollen sie bilden, sondern Staatsmänner, Spekulanten, gelehrte Weltlichter. Nicht anspruchlose Hausfrauen mit einem Gemüth voll wahrer, heiliger Liebe wollen sie erziehen, das wäre zu platt, zu kleinstädtisch. Glänzen sollen die Töchter im Wirbel der Gesellschaften, im Schmuck des Putzes und des graziösen Talents; durch Kunst sollen sie das Glück in der Hand eines Mannes fesseln. Die Folgen solchen Strebens sind in den Scheidungsakten nachzulesen. Im Allgemeinen zeugen die Ergebnisse zu häufig und zu laut gegen die in der Erziehung herrschenden Ansichten und das dieselbe durchdringende Verfahren. Die statistischen Tabellen geben über den sinkenden Sittlichkeitsstand, der doch zum großen Theil seinen Grund in der schlechten Erziehung hat, nur zu traurige Aufschlüsse. So verkommt die Jugend stets mehr und mehr: auf einer Seite in-

dem sie in zügelloser Freiheit und Sittenlosigkeit erwächst, erdrückt von Elend und Laster; auf der andern, indem sie übersättigt und bei Zeiten abgestumpft und an Leib und Seele zu Grunde gerichtet wird. Die Jugend der höheren Stände leidet unter dem Uebermaß der Studien und Genüsse, und die der niedrigen unter dem Druck der Rohheit und des Elends. Auf beiden Seiten entbehrt sie viel, vor Allem jenes reine Glück, dessen allein das lebensfrische, ganz dem Moment gehörende, junge Gemüth fähig ist, das ihm nie mehr in solcher Heiterkeit aufgehen kann. Soll dieser Mißton, der das Jugendleben durchzieht, der seine verletzenden Wirkungen in das reifere Alter hinüber erstreckt, der das Leben vergiftet, diese verfehlte Erziehung, soll sie noch ferner die glückliche Entwickelung des Einzelnen wie der Gesammtheit stören? Mit dem heiligen Recht an die volle Gewährung seiner Ansprüche, blickt das junge Geschlecht vertrauend empor zu der älteren Generation, es erwartet und fordert, daſſ diese es leite auf den ersten Pfaden des Daseins, daſſ sie ihm die Weisheit des Lebens, das große Geheimniſſ des Glückes lehre. Diesem Vertrauen zu entsprechen, dieses Verlangen zu befriedigen, ist unsere Pflicht. Wehe uns, wenn wir sie vergessen könnten! Das Glück der Zukunft würde in diesem Vergessen untergehen. Was aber muſſ geschehen, um ihr zu genügen? Dies Eine: die Erziehung muſſ dem Wirkungskreise von Privatpersonen entzogen werden; sie darf der Unwürdigkeit, Beschränktheit, der äffischen Neigung von Einzelnen nicht länger preisgegeben bleiben. Das Volk muſſ in sein hohes Recht treten und seine Kinder erziehen, jenes Geschlecht, dessen jugendliche Kraft es einst mit neuem Leben durchdringen und aufwärts führen soll auf seiner Bahn. Dieses Geschlecht ist von zu entscheidender Wichtigkeit in der Wagschale der sozialen Verhältnisse, als daſſ seine erste Leitung länger der Willkür, der Planlosigkeit überlassen bleiben dürfte. Die Erziehung muſſ N a t i o n a l s a c h e werden. Hier erheben die zärtlichen Mütter, die ihre Kinderchen mit Zuckerbrot und aberwitziger Liebe aufzuquacksalbern gewöhnt sind, ein so fürchterliches Zetergeschrei — die gutmüthigen Väter aber runzeln im Gefühl ihrer Unfehl-

barkeit und ihres Vaterrechtes die Stirn, so dass uns im Schreck darüber die Feder beinah entfällt. Wir fassen uns jedoch nach diesem ersten Anlauf und fahren fort. Schon früher sagten wir, dass die Kinder, obgleich durch die Eltern ins Dasein gerufen, doch keinesweges der Eltern, sondern ihrer wegen leben sollen. Man verstehe uns hier nicht unrecht über die ihnen unveränderlich obliegende heilige Kindespflicht — dass sie bestimmt sind, jene Stufe zu erreichen, die sie eines wahren Glückes fähig und werth macht, dass sie bestimmt sind, einst mit ihrem Einfluss und ihrem Streben in die große soziale Kette einzutreten, um heilbringend im Interesse der großen Gesammtheit, wie in ihrem eigenen zu wirken. Dieser Zweck ist zu umfassend, um durch Privaterziehung erreicht zu werdeu. Nur sehr wenige Eltern dürften sich auf dem Standpunkte befinden, ihn in genügender Weise zu erstreben. Die Erziehung muss also öffentlich werden. Die Kommunen — später noch, in günstigern Verhältnissen, der Staat — haben in Zukunft die Sorge dafür zu übernehmen, durch Errichtung entsprechender Institute, in welchen die zarte Jugend ohne Rücksicht auf Rang und Vermögen der Eltern in vollkommener Rechtsgleichheit Aufnahme und alle Mittel finde, die ihrer Fähigkeit mögliche Entwickelung zu erlangen. Hier muss jedes Oben und Unten der Stände verschwinden: nur die Fähigkeit darf Unterschiede bilden in den Sphären des Unterrichts und der Beschäftigung; nicht aber in der Stellung der Zöglinge zu einander. Ein Comité, das aus den Eltern der Zöglinge von Zeit zu Zeit — aber ohne allen Bezug auf Stand — gewählt würde, hätte das Walten der höhern Autorität durch sein Mitwirken zu unterstützen, und hiedurch würde zugleich den Eltern die Befriedigung gegeben, sich nicht von dem Streben für das Glück der geliebten Kinder ausgeschlossen zu sehen; sondern im Gegentheil für dasselbe mit ehrenvoller Auszeichnung thätig sein zu können. Diese Anstalten würden bei der Concentration bedeutender Mittel in einem höchst großartigen Charakter hervortreten. Es wäre ein Leichtes, für dieselben in allen Fächern des Unterrichts die reichsten Capacitäten zu gewinnen, und Personen von der vorzüglichsten pädagogischen

Bildung zu Erziehern zu bestellen: da solch öffentlicher Beruf, wenn auch mühevoll, doch durch das weite Gebiet des Strebens und die in demselben zu erzielenden herrlichen Resultate, diesen Anstalten gewiss die edelsten Männer und Frauen zuführen würde. Für die kleinern Kreise könnten sich diese Erziehungsinstitute freilich weniger groß gestalten, sie müssten sich auf die einfachere Geistessphäre des Anfanges beschränken. Die talentvollen Zöglinge würden, natürlich nach beseitigtem Elementarunterricht, in umfangreichere Institute übergehen müssen. Was die äußere Einrichtung dieser Anstalten betrifft, so versteht es sich von selbst, dass man diese den leitenden Grundsätzen der höhern Organisation derselben und deren Zweck entsprechend erwarten dürfte. Eine angenehme Räumlichkeit, zwar ohne allen Prunk, doch eben so fern von geschmackloser Kahlheit, müsste den Aufenthalt in denselben verannehmlichen. Überhaupt muss in der äußern Haltung der Zöglinge Alles darauf berechnet sein, den Sinn für das Liebliche, Graziöse und Schöne in den Kindern zu wecken und zu entwickeln. Wie vortheilhaft ein tiefer Schönheitssinn auf das innere Sein reflektire, wie veredelnd und beglückend er auf das menschliche Wesen wirke, haben wir in diesen Abhandlungen vielfach zu erwähnen Gelegenheit genommen. Diese äußern Anordnungen würden natürlich durch mächtigere Einflüsse zu unterstützen sein. Die Kunst, die heitere Erzieherin der Menschen, müsste sich in diesen jugendlichen Kreisen, wenn auch nicht Tempel, doch eine freundliche Wohnung gründen. Sie bietet uns ja so reine erhebende Freuden; desshalb müsste sie auch schon in einer entsprechenden Erziehung fast das ganze Gebiet der Jugendvergnügungen umfassen. Vorzüglich ansprechend und einflussreich würden sich Gymnastik, Tanzkunst, Musik und dramatische Kunst beweisen. Bei der Letztern dürften wir im Augenblick wieder auf einige Schwierigkeit von Seiten der Eltern stoßen, was uns aber nicht zurückschreckt. Zu ihrer Beruhigung bemerken wir, dass wenn wir in Betreff der Jugend von dramatischen Kunstübungen sprechen, wir uns durchaus nicht auf die Ausführung irgend Kotzebue'scher oder Birch-Pfeiffer'scher Stücke beziehen. Es müssten für diesen Zweck ganz besonders

geschriebene Schöpfungen ins Leben treten. Die bereits höher gebildeten Zöglinge könnten ihr Talent allerdings in den größeren Werken unserer klassischen dramatischen Literatur versuchen; wenn auch immer auf die Auswahl passender Scenen beschränkt. Der in den Instituten herrschende Ton müsste bei der strengsten Disziplin — wir meinen damit das vernünftige, Ordnung und Anstand feststellende Gesetz — ein heiterer und ungezwungener sein, der den Zöglingen die Freiheit ihrer individuellen Entfaltung ließe, und die Erzieher gleichzeitig in den Stand setzte, sich von dem Charakter ihrer Pflegebefohlenen die genügende Kenntniss zu verschaffen, die es ihnen allein möglich macht, im entsprechenden Sinne auf dieselben einzuwirken. In Bezug auf die körperliche Haltung der Zöglinge hätte man sich einfach an die allgemein bekannten Gesundheitsregeln zu halten. Einfache nahrhafte Speise, saubere, bequeme, dem Stoffe nach gleiche Kleidung, gesunde Wohnsäle, Bewegung in freier Luft, wofür der Gartenbau besonders empfehlenswerth ist, oder technische Arbeiten in kleinen Werkstätten, werden zur Erhaltung und Förderung des physischen Wohlseins der Zöglinge vollkommen genügen.

Unsere gütigen Leser verzeihen, wenn wir uns hier über einen wichtigen Punkt der Knabenausbildung etwas länger verbreiten: wir meinen die Periode der Lehrzeit derjenigen jungen Leute, die sich zur Erlernung eines Handwerkes bestimmen. Das zwischen denselben und ihren Meistern bestehende Verhältniss bedarf dringend einer gänzlichen Umgestaltung: es entspricht in keiner Weise den irgend an humane, d. h. Gesittung und Glück fördernde Institutionen zu machenden Anforderungen. Die Stellung dieser Knaben ist schutz- oft trostlos. Sie sind der Willkühr ihrer Lehrherren rücksichtslos preisgegeben, die außer ihren persönlichen Rechten noch den Schutz der Autorität, nämlich der Polizei und ihrer Fäuste und Peitschen für sich haben. Es bedarf sehr schwerer Misshandlung, ehe das Gesetz sich herabläfft zu Gunsten der Lehrlinge einzuschreiten. Nur zu oft sehen wir diese unglücklichen Kinder Männern anvertraut, die weder die genügende Fertigkeit in ihrem Handwerk, noch irgend die zur

Leitung eines jungen Menschen erforderlichen Eigenschaften besitzen. Sehr Viele betrachten den Lehrling als eine Art Lastthier, bestimmt zur Ertragung jeglichen Ungemachs, jeglicher Laune und Härte, und bei weitem die geringere Zahl vergegenwärtigt sich in Bezug auf denselben den Zweck der gründlichen Erlernung des Gewerbes. Ein Glück noch, wo dies bei allen andern Missverhältnissen der Fall ist. Wenigstens erlangt der junge Mensch dann die Befähigung, sich in der Zukunft durch seine Geschicklichkeit eine angenehmere Existenz zu sichern. Nur wenige Meister verfolgen bei der Bildung ihrer Lehrlinge ein edles Ziel; nur wenige verbinden mit dem Zwecke, in der aufwachsenden Generation der Kunstfertigkeit tüchtige Hände vorzubereiten, den höhern, dem Staate in den ihnen anvertrauten Jünglingen brave Männer und Bürger heranzubilden. Wenn jedoch dieser Zweck von allen Meistern nicht erkannt wird, so haben nichts destoweniger Alle die Pflicht, ihn zu erkennen und ihm nachzustreben. Wer sollte in jener Zeit über ihre Zöglinge wachen, vortheilhaft auf dieselben einwirken, wenn sie es nicht thun, denen alle Gewalt über jene Knaben zusteht, die stets in ihrer unmittelbaren Nähe leben, und die somit allen von ihnen ausgehenden Einflüssen zugänglich sind. Die Erfahrung zeugt leider in negativer Hinsicht sehr oft von der Macht dieser Einflüsse. Wie könnte es anders sein! Wo das Beispiel der Rohheit und Sittenlosigkeit täglich dem jugendlichen Gemüth vor Augen steht, da muss es nothwendig seine übeln Eindrücke zurücklassen. Es dürfte nach dem Gesagten wol zeitgemäß erscheinen, die Stellung der Lehrlinge einer zeitgemäßen Reform zu unterwerfen. Auch hier haben der Staat, oder doch die Kommunen die Verpflichtung als speziell überwachende Behörde vorzutreten. Nicht allen Meistern dürften sie in Zukunft die Aufnahme von Lehrlingen gestatten; nicht zum Vortheil der erstern, sondern zu ihrem eignen, müssen diese Lehrlinge unter deren Leitung stehen. Es müssen nur Männer von anerkannter Tüchtigkeit und strenger Rechtlichkeit den Vorzug und die Berechtigung zur Bildung von Lehrlingen erhalten. Männer, deren Geschäftskreis allen Forderungen einer vielseitigen Fachausbil-

dung entspricht, deren Werkstätten unter Aufsicht der Behörden förmliche Handwerkslehrinstitute bilden, Anstalten, in denen gleichzeitig die Entwickelung der technischen Fertigkeit, so wie die sittliche der Zöglinge auf das gewissenhafteste wahrgenommen wird. Jenes Joch der Tyrannei und Sklaverei muss den Lehrlingen abgenommen werden, man muss sie als heranwachsende Jünglinge, nicht als Hausthiere behandeln, und Ehrgefühl und Rechtssinn auf jede Weise in ihnen zu erwecken suchen. Der Vortheil einer solchen Umgestaltung der Lehrlingsverhältnisse wird auch dem weniger Hellsehenden einleuchten. In besonders für den Zweck der Lehrlingsbildung organisirten Anstalten werden natürlich die jungen Leute weit anders gehalten werden, können und gehalten werden, als bei armen oft selbst arbeitslosen Meistern, die kaum das tägliche Brod für sich, noch weniger für einen Lehrling haben. Für den Augenblick werden diese zwar durch den Verlust ihrer hausknechtsdienstthuenden jungen Gehilfen unangenehm berührt werden, was aber neben dem der jugendlichen Generation, sowie der Gesellschaft aus einer solchen Veränderung erwachsenden Gewinn gar nicht in Betracht kommen kann. Das einzig zu Wünschende ist, daß diese Veränderungen möglichst bald ins Leben treten. Die Art derselben erschöpfender zu prüfen und zu entwickeln, überlassen wir hoffend Männern vom Fach, deren Erfahrung und praktischer Ueberblick sie in dieser Beziehung zu der Wahl der geeignetsten Maßregeln und Mittel befähigen.

Wir kehren nun zu dem Hauptfaden unserer Betrachtungen zurück, indem wir damit anknüpfen, dass für die Mädchen außer Schwimmen, Turnen und Tanz auch kleine Hilfleistungen im Hauswesen sich der Gesundheit eben so ersprießlich, als im Allgemeinen nützlich beweisen werden.

Zu dieser von uns entworfenen Skizze besserer Bildungs-Institute, stehen freilich die gegenwärtigen in keinem Verhältniß. Diese sind fast ausschließlich Privatunternehmungen und nur auf den höchsten Gewinn der Direktoren berechnet. Selten, sehr selten dürften sich solche finden, die geeignet wären, den Zöglingen mehr, als eine Flitter- und Afterbildung zu geben. Die

bei der in unserer Zeit noch für das Höchste alles zu Erstrebenden gilt. Der Charakter wird gewöhnlich durch ein gesetzliches Ceremoniel, das Alle in die steife Form ekler Pedanterie festknetet, in seiner Entwickelung beeinträchtigt, und nimmt unter diesem Zwange sehr leicht eine falsche Richtung.

Wir würden uns sehr freuen, wenn es uns gelungen wäre, durch diese wenigen Andeutungen hier und da die Aufmerksamkeit, oder das Interesse unserer geehrten Leser für diesen wichtigen Gegenstand anzuregen. Gern überlassen wir die vollständige Entwickelung ihrer gewiß häufig weit reiferen Einsicht, indem wir, zufrieden, das Gute gewollt zu haben, mit unserer Meinung bescheiden hinter die Ansicht kompetenterer Männer zurücktreten. Das Einzige, zu dessen Besprechung wir uns noch verpflichtet halten, ist die Möglichkeit einer Durchführung des von uns, wenn auch nur in den weitesten Umrissen aufgestellten Erziehungssystems. Sie fordert allerdings ungeheure Mittel. Jedoch wir glauben, daſſ diese trotz ihres Umfangs beschafft werden können durch eine verhältniſſmäßige allgemeine Besteuerung, und wir erlauben uns in Bezug hierauf flüchtig folgenden Entwurf vorzulegen.

Jedes in Arbeit oder Dienst stehende, oder sonst durch eigene Mittel lebende Individuum, ob unverehelicht oder nicht, hätte von seinem 20 Jahre an die Erziehungssteuer nach Maßgabe seines Einkommens und zwar mit demselben von 100 zu 100 aufsteigend zu entrichten. Die Eltern erziehungsfähiger Kinder hätten gleichfalls nach demselben, sich mit ihrem Vermögen oder ihren Revenüen erhöhenden Verhältnisse für jedes ihrer Kinder eine bestimmte Summe als Erziehungsgeld zu zahlen. Wir glauben nicht zu irren, indem wir annehmen, daſſ auf diese Weise und ohne irgend schwere Opfer die für jenes großartige Erziehungsunternehmen zu beschaffenden Fonds zu gewinnen seien. Besonders dann, wenn einst mit der Zeit die Last anderer Steuern sich vereinfacht hat, wird gewiſſ Jeder freudig nach Kräften seinen Beitrag zu einem so großen, so ungemein segensreichen Werke bieten. Für den Augenblick kann freilich in dieser Hinsicht nur mit andern kleinen Anfängen begonnen

werden, die fast rein durch Menschenfreundlichkeit begründet und gefördert werden mögen. Diese Anfänge können sich einzig auf Erziehung der ärmern Kinder beschränken. Diese durch Laster und Elend unglücklichen Wesen bedürfen natürlich der ersten Berücksichtigung. Die Humanität mahnt uns von Tage zu Tage dringender an das Werk ihrer Erlösung. Ihr gegenwärtiges Leiden, die Gefahren, die ihr geistiges Selbst umgeben und ihr künftiges Geschick in die Nacht des Verderbens hüllen, mahnen uns mit lauter Stimme, nicht zu säumen. Doch auch jene mittellosen Eltern, deren Kräfte zur Erhaltung ihres Familienkreises nicht ausreichen, die mit tiefem Jammer ihre lieben Kleinen vor der Stunde der Geburt dem Druck des Mangels preisgegeben sehen, die in ihrer Zukunft nur den Schreckensspruch eines unerbittlichen Schicksals lesen, bedürften nicht auch sie der Erleichterung, des Trostes, daſſ ihre Kinder sich einst durch edles Streben in glücklichere Lebensbahnen emporschwingen mögen? Wie gern würden sie die Last ihres mühevollen Lebens tragen, wenn diese Hoffnung einst ihre letzte Stunde verklärte. Was also gegenwärtig geschehen kann, geschehe für sie.

Volksemancipation.

Einleitung.

Zu einer Zeit, in der sich über die Interessen der Menschheit die ernstesten Fragen erheben; zu einer Zeit, die uns in dem chaotischen Ringen heterogener Kräfte und Elemente den Bildungsprozeß neuer Gestaltungen erkennen läßt, sei es auch unserer Betrachtung vergönnt, vor dem Bilde des Volkslebens zu verweilen, das, obgleich in wirren undeutlichen Umrissen, sich dennoch lebendig vor uns ausbreitet. — Welches Empordrängen und Streben! Welches Wetterleuchten des Geistes! Welches Stimmengebrause, wild und verworren, wie der Donner ferner Oceane! — Das sind nicht Friedensklänge, nicht Hymnen der Glücklichen. Hier mischt der Aufruf der Begeisterung sich mit Klagetönen und Verzweiflungsschrei. Was will dieses Treiben, dieser Kampf? — Was wollen die ringenden Völker? — Emancipation — Erhebung zu glücklicher Selbstständigkeit. — Der Geist ist erwacht und rüttelt gewaltig an dem morschen Bauwerk früherer Jahrhunderte. Ein großes Streben, so gering auch im Allgemeinen die bis jetzt erzielten Resultate sind! Ist doch schon das Verlangen nach dem Bessern ein Fortschritt zu demselben. Hier aber ist mehr als das: hier ist Wille, ja, vereinzelt selbst die Anfänge der That. Das Ziel ist freilich noch fern, man versucht sogar durch Machinationen aller Art es denen, die ihm näher gekommen sind, wieder zn entrücken. Dieses zögernde, langsame Aufsteigen der Völker kann uns jedoch eben so wenig befremden, als wir uns erlauben dürfen, ihnen

dasselbe zum Vorwurf zu machen. Alle Diejenigen, welche es thun, beweisen dadurch nur die Beschränktheit ihrer Ansicht; trotz alles Studiums war ihnen die Geschichte keine Lehrerin, sie blieb ihnen ein verschlossenes Buch mit 7 Siegeln, sie haben ja nicht begriffen, dass die Entwickelung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, eine allmälige ist, wie jede andere, dass sie mit der geistig-sittlichen Entwickelung der Völker im genauesten Zusammenhange steht, dass sie durch dieselbe entschieden bedingt wird. Nur ein für Selbstständigkeit herangereiftes Volk kann selbstständig werden, und wird es bleiben. So lange diese Reife ihm fehlt, sind alle seine Bestrebungen unnütz; es wird, wenn es ihm auch momentan einen freiern Standpunkt zu erreichen gelänge, diesen früher oder später wieder aufgeben müssen, weil er jenes Fundamentes entbehrt, das allein ihm Solidität und Dauer verleihen kann.

Bei dieser Frage entscheidet weder die Höhe der Wissenschaft, noch die Industrie, sondern einzig der sittliche Gehalt einer Nation. Nur in einem Bunde edler Menschen können Ordnung und Glück gedeihen und bestehen; die bürgerliche Selbstständigkeit ist untrennbar von der geistig-sittlichen. Entartung stürzt die Völker in Sklaverei; sittliche Niedrigkeit hält sie in den Banden der Knechtschaft. Dies ist ein durch die Geschichte vielfach bewiesener Satz. Das politische Dasein der Griechen und Römer, endete mit der Korruption des Volkscharakters. Nicht Wissenschaft und Kunst der erstern; nicht Staatsklugheit und Macht der letztern vermochten die drohende Gefahr von ihnen zu wenden, sobald jenes edlere Lebensprinzip in ihnen erstarb und zügellose Selbstsucht an dessen Stelle getreten war. Werfen wir von Griechenland und Rom einen Blick nach China. Haben die Chinesen ungeachtet ihrer industriellen Kultur sich je eine Stufe über die Stellung eines Sklavenvolkes erhoben? Wo ist bei ihnen eine Spur von wahrer Freiheit, Sittlichkeit, von Menschenwohl? Doch wozu weitere Belege suchen, da wo die Wahrheit der Sache bis zur Evidenz erwiesen ist. Besser, wir fassen den wichtigern Gegenstand unserer Betrachtungen sofort näher ins Auge.

Der Charakter eines Volkes bestimmt seine bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse: ihn haben wir daher zu prüfen, um uns in dieser Beziehung klaren Überblick zu schaffen. Wenn wir die uns nächste Sphäre unserer Zustände überschauend nach dem Wie und Wo unseres sittlichen Standpunktes fragen, wenn wir denselben ohne dünkelhafte Verblendung betrachten, werden wir erkennen, daſſ er mit unsern menschenfreundlichen Wünschen in wenig befriedigendem Einklange steht. Eine der zum individuellen sowohl als allgemeinen Glücke unentbehrlichsten Eigenschaften mangelt unserer Zeit: der Sinn, die Liebe für das Rechte. Die Selbstsucht hat nicht nur die Gemüther, sie hat alle Lebensverhälnisse vergiftend durchdrungen. Seltener und seltener wird nach dem gefragt, was recht ist, und nur zu häufig wird jene Frage im Geschäfts- und im Privatleben von dem Wunsche nach augenblicklichen materiellen Vortheil übertönt. Wir wenden uns an das Zeugniſſ ehrenhafter, erfahrungsreicher Geschäftsmänner: sie werden uns sagen, daſſ täglich die frevelhaftesten Bankerotte das gegenseitige Vertrauen, den Kredit erschüttern und das Glück so Vieler vernichten. Und ist es anders in den Familienkreisen? Tritt uns dort nicht so oft die schrecklichste Entweihung der heiligsten Verhältnisse entgegen, die schamloseste Verletzung der Gatten-, Eltern- und Kindespflicht? Wir berufen uns auf die tägliche Erfahrung die viele Belege hierzu bietet. Wir verweisen den Zweifler auf die statistischen Berichte, er lese die von Jahr zu Jahr steigenden Zahlen der Verbrechen, der Verbrechen, die dem Gesetz verfallen; er schließe von dieser Summe auf die der unentdeckten, derjenigen, welche in ihrer Art für jetzt noch dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit entrückt sind, und er wird sich von der schaudervollen Wahrheit unserer Behauptung überzeugt fühlen.

Also keinen Ausfall gegen uns, bitten wir die Lobredner der Neuzeit — wir lassen ihr zu, was ihr gebührt. Sie leistet viel, ja Ungeheures. Es hat sich seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts für die großen europäischen Nationen ein Gebiet für die Thätigkeit der Geister eröffnet, dessen von

Jahrzehnd zu Jahrzehnd wachsenden Umfang wir bewundernd anstaunen. Nimmer gehoffte Ergebnisse sind in Wissenschaft und Industrie verwirklicht worden. Mit hohem Selbstgefühl freuen wir uns dieser Resultate als herrlicher Offenbarungen des Geistes. Aber ungeachtet alles dessen können wir uns nicht verbergen, daſſ diese Entwickelung, wie großartig auch immer, dennoch eine einseitige ist, daſſ sie sich ausschließlich auf die Region des Verstandes beschränkt. Man beschäftigte und man beschäftigt sich vorzugsweise mit der Kultur industrieller Spekulationen, mit Allem, was dem Luxus oder Ehrgeiz förderlich ist; nur im Verstandesgebiet strebte man mit aller Anstrengung vorwärts, angeregt durch die mächtigen Hebel: Ehrgeiz und Gewinnsucht, und es entwickelte sich in ihm eine an das Wunderbare grenzende Produktivität. Die Hauptsache aber, die wichtigste Seite des Volkslebens, blieb, wenn nicht ganz übersehen, doch vernachläſſigt. Von einer wahrhaften sittlichen Erhebung des Volkes war eben so wenig die Rede, als von einer durchgreifenden Reform seiner bürgerlichen Verhältnisse. Wer sollte hier wachen und fördern? Die Nationen waren noch unmündig und wuſſten nicht, was zu ihrem Heile diente; fängt doch darüber kaum jetzt an in ihnen eine dunkle Ahnung aufzudämmern. Die über den Massen Stehenden aber wollten es nicht wissen. Es lag ihnen Nichts an einer vollständigen edelsten Volksbildung; sie fanden sich im Gegentheil durch ihr Interesse zu dem Wunsche bestimmt, daſſ das Volk nie zum Höhepunkt der Gesittung gelange. Die Volkserziehung blieb also in dieser Beziehung eine sehr mangelhafte.

Man wird uns einwenden, durch die Anstalt der Religion (man entschuldige den Ausdruck, aber für die Kabinette, und wären es die allerchristlichsten, allerfrömmsten, ist sie doch eben nichts als das, ein Mittel für ihre Zwecke) sei für die sittliche Entwickelung der Völker Alles, was gethan werden konnte, geschehen. Hierauf entgegnen wir: Die religiösen Doktrinen, unklar und schwankend durch die falsche und beschränkte Auffassungsweise der meisten Theologen, sind in den ihnen vom Klerus, oder von den Regierungen gegebenen Formen nicht beson-

ders geeignet zur Erhebung des menschlichen Wesens, zum freien glücklichen Bürger, zum Herrn der Erde. Man hat jene, die einfachen Sätze der ursprünglichen Christuslehre durchdringende Idee wahrer Humanität und brüderlicher Gleichheit nach und nach schlau in den Hintergrund geschoben, und sie, wo dies nicht ging, in gleißnerisches Mitleid und wegwerfende Barmherzigkeit verwandelt. Statt Gewährung der gebührenden Rechtsgleichheit im schönen Erbe der Erde, verwies man den Unglücklichen, den Hungernden, den in den Staub Getretenen auf ein himmlisches Nebelbild, ein Land der Freiheit und Gleichheit über den Sternen, wo ihnen einst, wenn sie ohne Murren warteten und duldeten, Alles in reichlichem Maße ersetzt werden sollte. Die kindlich unbefangenen Völker ließen sich täuschen: statt ein reelles Glück zu erstreben, begnügten sie sich mit der Anweisung an ein jenseitiges Glück. Es blieben im christlichen Staate Herren und Knechte im strengsten Sinne des Wortes, Bevorzugte und Nichtbevorzugte, Hohe und Niedrige, Schwelgende und Verschmachtende, und noch heut suchte und grübelt man im Religionsgebiet nach Allem, nur nicht nach dem Zweck der Religion, der kein anderer ist, als den Menschen zu seiner möglichst sittlichen Vollendung, zum Glück zu führen, durch Erhebung zu dem Gefühl seiner göttlichen Würde, zu dem Bewußtsein seiner Kraft, durch Verwirklichung humaner Ideen. Unsere moderne Frömmelei, die mit ihrer Intoleranz und Geistestyrannei sich das große Werk der Sittenverbesserung anmaßt, scheint von diesem Zweck nicht zu träumen, da sie eher auf Unterdrückung des Menschen durch blinden Glauben in blinden Gehorsam hinarbeitet. Sie dürfte höchstens kraft des durch ihr Treiben hervorgerufenen Oppositionsgeistes indirekt dafür wirken, direkt wirkt sie dafür nie: weder durch religiöses Ceremoniel, noch durch Bußpredigten und Zerrbilder von eingeborner Sündhaftigkeit und Verderbtheit der Menschen. Alles, was sie hervorbringen kann, sind bezahlte Heuchler, stupide Knechtsnaturen, närrisch-religiöse Phantasten. Dergleichen Produktionen können jedoch nur störend auf die Gesellschaft einwirken; sie werden nie ihr Emporblühen fördern.

Wenn wir uns nun gestehen müssen, dass alles bisher Erstrebte auf keine Weise den Anforderungen des innern und äußern Bedürfnisses entspricht, und dass wir von der Lösung jener Aufgabe, welche der Menschheit gestellt ist, noch fern sind: so wird uns ebenfalls klar, dass wir einem entscheidenden Zeitpunkte genaht sind. Wir stehen in der That am Beginn einer wichtigen Epoche, an einem Scheidewege, der unwiderruflich unser Schicksal entscheiden wird. Wir stehen auf wankendem Boden, wir bewohnen ein vom Zahn der Zeit durch und durch zerfressenes Gebäude. Vor uns erhebt sich die Bahn zur glücklichen Höhe, deren majestätischer Scheitel sich im Sonnenlicht badet; hinter uns gähnt die Tiefe der Vergangenheit, die wie eine weite Gruft Alles umschließt, was sich nicht durch seine inwohnende *Göttlichkeit* die Unsterblichkeit sicherte. Dort, unter umgestürzten Pyramiden verwitterten Sklavenherrscher, vom Fluch des Vergessens belastet; dort modern gesunkene Nationen, und kaum hallt ihr Name noch dumpf durch die Zeitenferne zu uns herauf. Uns näher noch steigen Völker langsam hinab zum nachtbeschatteten Grabe: sie, die abgewendet vom heiligen Streben nach Wahrheit, nach Freiheit und Recht, immer tiefer in den Pfuhl der Entartung versinken. Und wir, wir stehen am Wendepunkt und fragen ängstlich: Welche Stunde ist's? Und der Zeitgeist giebt Antwort in Donner und Sturm: Der entscheidende Moment ist da! hinangestrebt zum Bessern mit aller *Kraft*! oder hinab in jene Tiefen, damit die Schande des Falles euch treffe, und einst die Finsterniss des Todes euch decke, wie alle die untergegangenen Millionen. —

Ja, der Moment ist da, es gilt kein Zaudern: der Fortschritt muss gethan werden, oder Hoffnung und Zukunft sind verloren. Wir kehren entweder zur Barbarei zurück, wir erstarren wie die Chinesen zu geistlosen Mumien, oder wir erheben uns zu den Sonnenhöhen der Freiheit.

Dieser unerlässliche Fortschritt ist nun ein dreifacher: ein *geistig-sittlicher*, ein *politischer* und ein *sozialer*. Die letztern sind von dem erstern in unbedingter Abhängigkeit. Denn alle Übel der Gesellschaft, wir wiederholen es, wurzeln im *Volks*-

geiste, im Volkscharakter. Geist und Charakter des Volkes gilt es zu erheben durch Weckung edeln Selbstgefühls, durch Förderung der Geisteshelle und Humanität, mit einem Worte: durch Vernunftentwickelung. Diese Aufgabe wird bei der erwachsenen Generation nicht ohne große Schwierigkeit würdig zu lösen sein; da nicht allein die erforderlichen Mittel, sondern auch die von der Jugend bereits eingeschlagene falsche Richtung entschiedene Hindernisse sind.

Volksbildung und Volkscharakter.

Das Gebiet des Geistes theilt sich, wie wir wissen, nach zwei Seiten, in das Gemüth und den Verstand, aus deren übereinstimmendem Anbau die schöne Harmonie des menschlichen Wesens, die Vernunft, hervorgeht. Das veredelnde Streben muss sich also, wenn es fruchtbar sein soll, diesen beiden Seiten zuwenden; die Verstandes- und die Gemüthsbildung müssen dasselbe gleichmäßig in Anspruch nehmen. Beide Zwecke lassen sich übrigens in der Verfolgung sehr leicht vereinigen, und am wirksamsten werden sich für beide Schrift und Wort beweisen. Verbreitung geeigneter Schriften, welche die wichtigsten Interessen des Individuums sowohl als der Allgemeinheit behandeln, Sachen von edler Tendenz und gediegenem Inhalte in einer verständlichen Sprache auch dem Wenigergebildeten zugänglich, sind ein dringendes Bedürfniss. Volksbibliotheken und Lesekabinette für den Zweck der Volkserhebung berechnet, durch die auch den Nichtbegüterten Gelegenheit zu weiterer Ausbildung verschafft würde, dürften gleichfalls nicht fehlen. Noch umfangreicher dürfte sich der Einfluss geeigneter, mündlicher Vorträge zeigen. Das Wort ist allmächtig, weltgebietend. Auf den höchstentwickelten Geist, wie auf den kaum zum Selbstbewusstsein erwachten, übt es seine unwiderstehliche Gewalt; es durchdringt des Menschen tiefstes Wesen und giebt ihm Aufschwung, Thatlust, Thatkraft. Ja, das begeisterte und das begeisternde Wort

der Wahrheit und des Rechts wirkt allmächtig, das hat die Geschichte tausendfach bewiesen. Das Wort bewegte die Völker Griechenlands; das Wort der Tribunen machte Roms Volk groß und frei; das milde Wort sänftigt den Wilden; das Wort begeistert im donnernden Schlachtruf mit Todesmuth. Welche Gewalt es auf die untern Volksklassen äußern würde, dürfte sich baldigst herausstellen. Diese Vorträge, wenn auch auf geistig-sittliche Erhebung des Menschen abzweckend, müssen aber auf keine Weise in religiöser Färbung gehalten werden, sondern, sich der praktischen Seite des Lebens zuwendend, müssen sie bald den Menschen in seinen verschiedenen Beziehungen zur bürgerlichen Gesellschaft, bald in seinen Verhältnissen zu sich selbst behandeln. Um solche, die wahre Volksbildung förderndenn Schritte zu verwirklichen, wird es die Pflicht aller Geistighöherstehenden, aus ihrer stolzen Abgeschlossenheit herauszutreten und sich den niedern Klassen zu nähern. An ihnen ist es, die Zwecke und Mittel deutlicher zu übersehen, dem weniger entwickelten Bruder gleichsam als Vorsehung zur Seite zu treten, für ihn thätig zu sein, ihn auf der Bahn des Geistes fortzuleiten, seine Freuden zu veredeln, seine Leiden vermöge der in ihm höher entwickelten sittlichen Kraft zu mildern, und ihm Anlass zu werden, dass er sich selbst und das Leben in entsprechendere Formen fügt.

Diese Annäherung, dieser wohlthuende Einfluss des Geistes werden in dem Dürftigsten Selbstvertrauen und Muth erwecken und ihn mit dem erhebenden Bewusstsein beseelen, dass auch er in treuer Pflichterfüllung ein wesentliches und darum bedeutsames Glied der Gesellschaft sei, dass er als solches seine Würde nie verletzen, sich und seine hohe Bestimmung nie aufgeben dürfe.

Unvermerkt sind wir nun bei der zweiten geistigen Sphäre angekommen, bei der Gemüths- oder Empfindungswelt. Diese Seite unseres Wesens ist von ungleich größerer Wichtigkeit, als man derselben im Allgemeinen beizulegen gewohnt ist. Unsere durch und durch verständigen Leute, deren Gefühl Selbstsucht und Calcül längst spurlos verwischt haben, betrachten das Gemüth nur mit wegwerfendem Stolze, ja mit Hohn, indem sie es für eine krankhafte Ausgeburt des Geistes erklären, die man

um jeden Preis beseitigen müsse. Sie meinen, der Verstand mit seiner Erkenntniss, mit der Schärfe seines Urtheils sei der Zenith des Geistes, weil er ihnen für individuelle egoistische Zwecke so vollständig entspricht. Wenn es sich aber um die Entwickelung und die Verwirklichung großer weltbeglückender Ideen handelt, wenn es nicht mehr die Berechnung des eigenen Vortheils, sondern ein aufopferndes Streben für Gemeinwohl gilt, da reicht er nicht aus. Auf Kosten des Gemüths entwikkelt, ist der Verstand eine Einseitigkeit, eine eben so krankhafte Erscheinung, wie das ohne seinen Einfluss zügellos stürmende Gemüth. Nach einer Richtung hin ist der Mensch das klügste, verschlagendste Thier; nach der andern hin das wildeste, da **nur** er seiner Natur nach fähig ist, alle Leidenschaften, und zwar alle in so furchtbarem Umfange, in sich zu entwickeln. Um die schöne Einheit des menschlichen Wesens zu erzielen, müssen beide, wie wir bereits oben bemerkt, übereinstimmend gebildet werden; beide müssen zusammen wirken: der Verstand als erkennendes, durchdringendes Prinzip, das Gemüth als anregendes; für Volkswohl sind sie ungetrennt, untrennbar. Wie Licht und Wärme zum Dasein der physischen Organisation, so sind Verstand und Gemüth zum würdigen Dasein des Geistes erforderlich, ja unentbehrlich. Wenn die Bildung des Gemüths im Allgemeinen zur Vollendung unseres Wesens gehört, und schon in dieser Hinsicht die größte Berücksichtigung verdient, so wird dieselbe bei der Volksmasse, der durch tägliche Arbeit ums liebe Brod Zeit und Gelegenheit zu einer höhern Verstandesentwickelung entrückt sind, um so wesentlicher. Das Gemüth ist bei den untern Volksklassen unbedingt die vorherrschende Seite des Geistes: daher treffen wir auch bei ihnen jene **große** Empfänglichkeit, jene Reizbarkeit. Hier klingen alle Saiten der Empfindung im Drange der Begebenheit voll und rein; während die obern Klassen mit vornehmer Indifferenz das Für und Wider der Verhältnisse berechnen.

Die Richtigkeit unserer Behauptung wird durch die Geschichte dargethan: sie bezeugt es, dass alle großen welterschütternden Ideen gerade im Volke den meisten Anklang fanden,

dass sie von demselben mit einer wahrhaft göttlichen Begeisterung erfasst wurden. Es ist demzufolge auf Gemüthsbildung des Volkes die größte Sorge zu verwenden, um ihr jene edle Richtung zu geben, die als der Grund alles häuslichen und gesellschaftlichen Glückes betrachtet werden kann, um das Volk reinerer Genüsse empfänglich und fähig zu machen. Leider ist diese Seite des Geistes in neuerer Zeit sowol in Jugenderziehung als Volksbildung sehr vergessen worden. Die Religion, die hier ihre ganze Wirksamkeit entfalten sollte, hat sich für die Jugend in systematischen Gedächtnisskram verwandelt; den Erwachsenen aber wird sie meist in solcher Weise von den Kanzeln gepredigt, dass kein zündender Begeisterungsstrahl das Gemüth berührt. Dann aber erstirbt diese wohlthätige Geisteswärme entweder unter dem Druck des entartenden Elends, oder sie verflüchtigt sich in geräuschvollen, und doch so gehaltlosen Vergnügungen. Wo die Religion sonst belebend, beglückend waltete, bethätigt sich schnöde Selbstsucht als einziger Hebel alles Ringens und Strebens. Im Familienleben, in den weitern Kreisen der Gesellschaft, überall tritt sie in tausend scheußlichen Gestalten vor unsere Augen.

Ziehen wir noch ein Anderes im Gemüthsleben Begründetes in flüchtige Betrachtung: es ist die Vergnügungssucht. Sie basirt sich auf das in jedem Menschen lebende Streben nach Befriedigung, nach Harmonie im Äußern, wie im Innern. Der Wilde so gut wie der Gesittete suchen dieses Ziel, wenn auch auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Je weiter der Civilisirte in seiner Entwickelung fortschreitet, desto umfangreicher wird in ihm der Wunsch, ja das Bedürfniss angenehmer Zerstreuung, desto vielseitiger das Streben nach dieser von ihm gesuchten Befriedigung. Forschend, verlangend wendet er sich nach allen Seiten, erprobt alle Arten des Genusses, irrt da und dorthin ab, bis er endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß er diese Befriedigung nach innen nur in einem vernunftgemäßen Denken und Handeln, nach außen aber in der Kunst finden könne. Wie sich die Vernunft in subjektiver Beziehung als die edelste Entwickelung und Übereinstimmung aller geistigen Vermögen of-

fenbart, so zeigt sich die Kunst in objektiver Hinsicht als die höchste Verkündigung des geistigen Lebens. Aus dem Zusammenwirken des Gemüths und des Verstandes entwickelt, verkündet sie sich als die zur äußern Erscheinung gekommene Vernunft, als eine sichtbare Offenbarung der absoluten Idee. Sie kann sich daher nur bei civilisirten Völkern finden, die bereits eine höhere geistige Stufe erreichten. Der Charakter der Kunst ist bezeichnend in Bezug auf den Standpunkt der Volksbildung; ihr Einfluss ein unberechenbar segensreicher. Das Emporblühen derselben möglichst zu fördern, den Kunstsinn und das ästhetische Gefühl zu wecken und zu bilden, ist die hohe Pflicht aller zum Bewusstsein gelangten Nationen; damit die Liebe zum Schönen alle Lebenserscheinungen wie Heiligenschein verkläre.

Das Volk muss so weit herangebildet werden, dass es das wahrhaft Schöne erkenne und liebe, und in ihm seine höchste Befriedigung suche. Die Kunst muss ihm die ausschließliche Vermittlerin seiner Freuden und Genüsse werden. Es genügt freilich nicht, diese ästhetische Empfänglichkeit in dem Volke zu entwickeln, es müssen ihm gleichzeitig die Mittel geboten werden, sich diese edleren Vergnügen ohne bedeutenden Kostenaufwand zu verschaffen. Vorzüglich muss man dahin wirken, die jüngeren Personen jenen Orten zu entfremden, wo die heimliche Lust in zügellosem Rausche tobt, und sie in solche Kreise zu ziehen, in denen sich die Freude in einem reineren Charakter verkündet. Jene Orte, wo man sich jetzt zum Genuss betäubender Getränke oder zu geisttödtendem Spiele versammelt, müssen ganz verschwinden, heitere Unterhaltung, Lektüre und Gesang müssen an ihre Stelle treten.

Schon ist hier und da durch Einrichtung von Gesangvereinen ein Schritt vorwärts gethan; es ist nur zu wünschen, daß man sich der Mittel und des Zweckes immer klarer bewusst werde und eine immer reichere Wirksamkeit entwickele. Vorzüglich haben die Höhergebildeten das große Werk der Volkserhebung auch in der Art und Wahl der Vergnügungen der untern Klassen zu berücksichtigen und zu leiten. Wie auf jede Weise haben sie dasselbe dadurch zu fördern, dass sie diese Klassen zu

sich emporzuheben suchen durch Lehre und Beispiel und thätige Fürsorge. Zu sich emporheben müssen sie jene Klassen, nicht zu ihnen hinabsteigen; wenn sie sich ihnen freundlich nähern und den ganzen Vortheil ihres geistigen Übergewichts benutzen, werden sie in Kurzem auf Geschmack und Vergnügen des Volkes einen vortheilhaften Einfluss üben. Es wird bei gutem Willen nicht schwer werden, die für solchen Zweck geeignetsten Wege heraus zu finden. Besonders heilbringend dürfte es sein, wenn die Familie, die Pflanzstätte alles Guten und Herrlichen, auch in dieser Hinsicht ihren vermittelnden Einfluss entfaltete. Sie äußert die entschiedenste Einwirkung auf alle Verhältnisse, alle Lebensbeziehungen tragen das Gepräge ihres Charakters und die Sittenverderbniss unserer Zeit stellt uns ihn leider in ein sehr düsteres Licht. Die Familie muss also, ehe sie wohlthätig auf das Volksleben einwirken kann und wird, ihre Selbstreform vollbringen und sich zu der Würde ihrer Bestimmung erheben. Sie muss versöhnen, was der Egoismus so lange, so schmerzlich trennte; sie muss ihre durch Natur, durch Vertrauen und Liebe geweihten Kreise Allen öffnen, die zu ihr auch nur in den entferntesten Beziehungen stehen, sie muss Allen der Himmel werden, der ihre ganze Erdenseligkeit umfasst. Dann wird das Jagen nach zügellosem Sinnentaumel, nach rauschender aber tödtender Lust aufhören; an ihre Stelle werden die Freuden eines heitern Umgangs treten, und die Veredlung des Vergnügens wird vollbracht sein.

Ehe wir diesen Abschnitt über geistig-sittliche Volksemancipation schließen, fühlen wir uns bestimmt, unsere Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu richten, der in das innere und äußere Leben gleich tief eingreift: nämlich auf die Strafanstalten.

Wenn wir das Gesetz als einen Ausdruck der Vernunft betrachten, so müssen wir auch die durch dasselbe verhängte Strafe als vernünftig begründet ansehen, in soweit in ihr den Grundsätzen der Vernunft und Humanität zufolge unbedingt den Zweck der Besserung voraussetzen. — Eine Strafe, der dieser Zweck fremd ist, wird selbst zum Verbrechen an der Menschheit. Wenn

aber Strafe diesem Zweck genügen, wenn sie wirksam sein soll: muss sie nicht allein den Körper unangenehm berühren, sondern den Geist mächtig und wohlthätig erschüttern und anregen, sie muss darauf berechnet sein, ihn in jene Stimmung zu versetzen, die ihn zum Nachdenken über sich selbst führt. Aus dieser Stimmung entwickelt sich aber nach und nach Selbsterkenntniss und der Wille zu einer sittlichen Veränderung.

Ein Blick auf unsere Strafanstalten wird uns überzeugen, dass dieser Zweck sich weder in deren Anlage noch Haltung ausgesprochen findet, und die tiefere Entsittlichung der aus ihnen entlassenen Verbrecher dient als ein zu trauriger Beweis für unsern Ausspruch. Es bedarf auch hier einer durchgreifenden Reform.

Die Behörden haben sich zunächst das Ziel, welches durch derartige Anstalten erstrebt werden soll, zu vergegenwärtigen, um dieselben sofort in entsprechender Weise organisiren zu können. Man scheint durch das hier und da in Anwendung gebrachte pensylvanische System die Ahnung von der Nothwendigkeit einer Veränderung des Strafsystems ausgesprochen zu haben, ein Fortschritt der die rühmlichste Anerkennung verdient, weil er uns hoffen lässt, dass sich auch in dieser Hinsicht allmälig eine vollendetere Form entwickeln werde. Das von uns eben bezeichnete System hat in Bezug auf die zu erzielende Berührung des Geistes sehr viel für sich, und mag sich recht erfolgreich zeigen. Wenn etwas im Stande ist, das erstarrte oft ganz rohe Gemüth des Übelthäters zu wecken, so ist es die Stille und Einsamkeit. Sie spricht eindringlicher zu seiner Seele als alle schalen Sermone und geistlichen Übungsstunden, deren Einfluss ja, wie Erfahrung lehrt, auf Null anzuschlagen ist. Aber im tiefem Schweigen des einsamen Gemaches, das keine Beschäftigung, kein Umgang, keine Störung von außen her unterbricht, da muss der Gedanke sich endlich Bahn brechen und sich reflektirend dem Ich und dessen Verhältnissen zum Leben zuwenden. Wenn jedoch gänzliche Abgeschiedenheit in Bezug auf Erweckung einer heilsamen Reflexion sich als sehr erfolgreich beweist, so erscheint sie uns für die ganze Dauer der Strafzeit dennoch

nicht empfehlenswerth, da andererseits der Einfluss einer weise geregelten Thätigkeit nicht weniger wohlthätig auch für die sittliche Entwickelung des Menschen wirkt. Es wäre daher in Betreff der Strafanstalten beides zu berücksichtigen. Während sich der Verbrecher schon in der Untersuchungs- und in der ersten Hälfte der Strafzeit in die lautloseste Abgeschlossenheit versetzt sähe, müsste er im zweiten Cursus derselben in eine rege Geschäftigkeit treten, und zwar in eine in ihrer Art von ihm selbst gewählte, deren Betrieb ihm einst ein ehrenvolles Auskommen sichern könnte. Am entsprechendsten würde es unbedingt sein, wenn unsere düsteren ungesunden Gefängnisse eine freundlichere Gestalt annähmen und die Strafanstalten sich in Kolonieen verwandelten. Ländliche Beschäftigungen äußern in dieser Beziehung eine vorzüglich heilsame Wirkung. Statt in dumpfen Spinnstuben, eng mit Menschen seines Gelichters zusammengepresst, mit denen es ihm ein Leichtes ist, neue Verbrechen auszubrüten, würde der Verirrte, den strenge Einsamkeit vielleicht schon zum Nachdenken über sich selbst gebracht und den Wunsch nach dem Bessern rege gemacht, in die freie heitere Natur treten, oder sonst sich in nützlichen Handwerken übend, durch eine seinen Kräften und seiner Neigung angemessene Arbeit sich wieder an eine edle Anwendung seiner Zeit gewöhnen. Die Behandlung der Sträflinge muss höchst rücksichtsvoll, d. h. darauf berechnet sein, Selbstgefühl und den Wunsch der Rehabilitation in ihnen zu wecken, zu der ihnen Hoffnung und Weg eröffnet bleiben müssen, wie es in unserer Gegenwart nicht der Fall ist. Natürlich kann diese Rehabilitation nicht eher Statt finden, als bis sie während einer verhältnissmäßigen Prüfungszeit die unzweideutigsten Beweise ihrer sittlichen Erhebung gegeben haben. Gewiss viele dieser Unglücklichen, die vielleicht psychisch zu retten wären, sinken tiefer und tiefer unter dem Druck der unauslöschlichen Schmach, die sie trifft. Die Gewissheit, für immer ausgestoßen zu sein aus den edlen Kreisen der Gesellschaft, entmuthigt sie gegen jeden Versuch ihres sittlichen Aufschwunges und drängt sie in den Schlamm des Lasters zurück. Wir dürfen uns daher von einer nach humanen Grundsätzen durchge-

führten Umgestaltung der Straf- und Besserungsinstitute, den erfreulichsten Erfolg versprechen, besonders hinsichtlich jener, deren Erziehung total vernachlässigt ist. Bei ihnen, welche die Himmelskraft des Guten und Rechten nie kennen lernten, sondern nur die Lockungen der Sünde und des Lasters, der traurigen Gefühle der Noth und des Elends, ist der Grund der Vergehungen allein in ihrer mangelhaften geistigen Entwickelung zu suchen.

Tiefer freilich ist der Fall, schwerer das Erwachen derer, die von einer höhern Stufe der Bildung zu Verbrechern hinabsinken. Sie haben bei der Kenntniss des Bessern die ganze kalte Verachtung gegen dasselbe, und durch die ihnen zu Gebot stehenden geistigen Mittel im Verbrechen selbst das umfangreichste Raffinement; während in jenen Erstern das sittliche Bewusstsein leicht geweckt und entwickelt werden mag und es häufig nur einer durchgreifenden Verbesserung und Änderung ihrer äußern Stellung bedürfte, um die Richtung ihres Strebens dem Guten zuzuwenden, und sie zu ehrenwerthen Gliedern der Gesellschaft zu machen.

Soziale Verhältnisse.

Außer dieser von uns besprochenen geistig-sittlichen Emancipation des Volkes haben wir noch der eben so wichtigen sozialen und politischen zu erwähnen.

Wenn die geistige Volkserhebung die ernste Pflicht aller Behörden, Gemeinwesen, überhaupt aller derer ist, welche über den Massen auf höherem intellektuellen Standpunkte sich befinden; wenn die in unserer Zeit mit Riesenschritten um sich greifende Entsittlichung dieselbe dringender erheischt als je: so bedürfen doch die gesellschaftlichen Zustände unbedingt der ersten durchgreifenden Reform, da in ihnen offenbar die Quelle alles physischen und materiellen Übels zu suchen ist. Mit tiefer Trauer überblicken wir unsere sozialen Verhältnisse, mit tiefer Trauer erkennen wir deren täglich größer werdende Zerrüttung

und Auflösung und beben zurück vor einem gewaltsamen Umschwunge derselben, der in seinen Katastrophen furchtbar vernichtend alles Bestehende bedroht. Täuschen wir uns nicht über den Stand der Dinge; hier ist kein momentan waltendes Missgeschick. Nicht äußerer, nicht innerer Krieg verwüstet unsere Länder; im Gegentheil ernten wir die Früchte eines mehr als dreißigjährigen Friedens. Das ist eben das Charakteristische der Erscheinung, dass während so langer Waffenruhe, ungeachtet einer maschinenmäßig geordneten Verwaltung und wohl organisirten Polizeimacht, Elend und Verbrechen in solcher Furchtbarkeit steigen. Leicht dürfte die Vergleichung dieser Verhältnisse den kommenden Geschlechtern den Anklagepunkt gegen unsere Zeit liefern, insbesondere gegen die Träger des gegenwärtigen Lebens (als solche betrachten sie sich wenigstens), die mit kekker Kunst in's Rad der Geschichte eingreifen, und die Nachwelt zum Verdammungsurtheil gegen uns bestimmen. Weder die raffinirteste Selbstsucht, noch politische und industrielle Capacitäten möchten im Stande sein, jenem Forum Entschuldigungsgründe für den kläglichen Verfall der gesellschaftlichen Zustände vorzulegen. Die Geschichte wird mit ihrer Donnerstimme die Wahrheit verkünden, und nach ihr werden die kommenden Generationen unerbittlich ihren Spruch über uns fällen. Doch auch uns, die wir diesen Missverhältnissen so nahe, so schmerzlich nahe stehen, die wir dieselben seufzend kennen und anerkennen, sei ein prüfender Blick, ein freies Wort darüber vergönnt.

Vor Allem bietet unsere Gesellschaft das schroffe Hervortreten von Reich und Arm; die Kluft zwischen Besitzen und Nichtbesitzen wird immer größer und wir fragen vergeblich: wo ist der moderne Curtius, der sich zum Wohl Aller hinabstürze. Hier der Reiche im schimmernden Pallast, umgeben von Allem, was die Sinne zu kitzeln, den Geist zu reizen vermag; für ihn allein ist ja Alles: Wohlgeschmack, Glanz, Schönheit, Kunst, Ansehen, vergötternde Huldigungen — er ist der Erdengott — sein Leben ist Genuss. Er konsumirt: produzirt er ja, so geschieht das nur, um desto reicher zu konsumiren; nie aber mit dem edlern Zwecke der Gemeinnützigkeit, wenigstens höchst sel-

ten. Nie entspricht seine Thätigkeit dem Maße seiner Kräfte, noch weniger der ihm gegen die Gesellschaft obliegenden Verpflichtung. Einzelne rühmlichere Ausnahmen finden sich allerdings hin und her, aber sie sind zu selten, um neben der Masse in Anschlag gebracht zu werden. — Tief unter den Kindern des Glücks schleppt sich seufzend der größere Theil des Volkes. Jener Theil, der die sauersten Mühen, die schwersten Lasten trägt, ist gleichzeitig zu den härtesten Entbehrungen verurtheilt, und bei dem redlichsten Fleiße kaum, häufig gar nicht, im Stande, sich das zum Leben Nöthigste zu verschaffen. Will man sich von der Wahrheit unserer Angabe durch den Augenschein überzeugen, so wird dies nur zu leicht sein. Man besuche die Wohnungen der Proletarier. Man steige hinab in die feuchten Kellerwohnungen; man trete in die düstern, dumpfen Hofwinkel, in die kein Sonnenstrahl erwärmend dringt; man suche die Kammern des Armen unter den Sparren der Dächer, durch welche im Winter der Sturm heult, und deren Ziegeldecke im Sommer unerträglich über dem Haupte des von schwerer Tagarbeit Ermatteten glüht. Vergeblich sucht er nach harten Mühen auf seinem Lager Erquickung. Umsonst ist all sein Fleiß, vergeblich sein Streben nach Verbesserung seiner Lage, nach heiterer Selbstständigkeit. Die Arbeit seiner Hände steht in zu niedrigem Preise, in zu schroffem Missverhältnisse mit dem für seine Existenz Erforderlichen, um ihm die Möglichkeit dazu zu bieten. Wie betrübend ist es, aus den öffentlichen Berichten zu erfahren, wie bei einer stets wachsenden Bevölkerung sich doch die Konsumtion in Bezug auf den Einzelnen vermindert, zu erfahren, dass er die ersten Bedürfnisse, Brot und nährendes Fleisch, sich immer spärlicher, immer ungenügender zutheilen muss, da wir durchaus nicht annehmen können, dass diese im Verhältniss verringerte Konsumtion durch die Beschränkungen der Reichen veranlasst sei. Alle Wege zur Rettung sind dem Armen verschlossen; wohin er sich wendet, überall sieht er sich hinter den Besitzenden zurückgedrängt. Nur Erbschaft, Wucher, Connexion, Schurkereien aller Art dienen im Allgemeinen noch als Mittel des Emporkommens. Dieses erfolglose Ringen, diese tantalische Qual

entmuthigt den Armen. Er giebt sich selbst auf und sinkt in's Bodenlose; er sucht das, was die Gesellschaft seinem redlichen Fleiße versagt, trotz ihrer Versagung zu erreichen: er wird Verbrecher an ihr. Wird er das nicht, so ergiebt er sich, am Glück verzweifelnd, dem Müßiggange und speculirt auf die christliche Wohlthätigkeit, wird ein vollendetes Bild des Elends. Auf die eine wie auf die andere Art lebt er nur noch zum Nachtheil der Gesellschaft; mit dem einzigen Unterschiede, daß dies dort auf aktive, hier auf passive Weise geschieht. Das eine Mal beeinträchtigt er sie gewaltsam; das andere Mal nöthigt er sie durch sein Elend, sich seiner anzunehmen, wenn sie sich nöthigen läßt. Wie sollen auch Selbstgefühl und Fleiß da bestehen, wo jede Ermuthigung, jede Hoffnung auf günstige Verhältnisse fehlen! Wie soll sich das Rechtsgefühl in seiner Reinheit und Strenge erhalten, wo Natur und Noth gleichzeitig ihre furchtbaren Stimmen erheben, und die ersten Bedürfnisse des Lebens fordern! Wir kommen hier wieder auf die wundeste Stelle, auf den verwahrloseten Theil der Gesellschaft. Er verdient unbedingt die größte Aufmerksamkeit, und die erste hilfreiche Hand strecke sich aus zu seiner Rettung. Man wird uns vielleicht sagen, dies sei bereits geschehen in unserer Zeit, man wird uns hinweisen auf die wohlthätigen Anstalten und Vereine aller Art; aber jeder, der sie genauer kennt, wird nicht allein ihre Unzulänglichkeit, sondern auch ihre Werthlosigkeit erkennen. Er kann in denselben nichts Anderes erblicken, als Sündenbekenntnisse der Gesellschaft, die erröthen möchte, daß sie trotz ihres Civilisationsdünkels dennoch so schreiende Mißverhältnisse in ihrer Mitte duldet. Nicht die Noth in ihren Erscheinungen, die Ursachen derselben gilt es zu beseitigen, wenn eine Radikalkur erfolgen soll. Geschieht dies nicht, so müssen nothwendig gewaltsame Erschütterungen eintreten, welche jene ungeheuren Abstände verschwinden machen, indem sie die gegenwärtige Gesellschaft zusammenstürzen und vernichten.

Arbeit.

Eine der Hauptbedingungen einer heitern Umgestaltung der sozialen Verhältnisse ist die Reorganisation der Arbeit. Die Arbeit muss auf eine entsprechende Weise vertheilt werden. Jedes im Besitz seiner physischen und intellektuellen Kräfte sich befindende Glied der Gesellschaft, alle nützlicher Thätigkeit Fähigen müssen dieser Fähigkeit genügen, in welcher Sphäre es auch sei; ein strenges Gesetz muss sie anhalten, der Gesellschaft den Tribut ihres Wirkens zu zahlen, und nicht allein für ihre Subsistenz einzustehen, sondern jede gegen die Allgemeinheit obliegende Pflicht zu erfüllen. Der Müßiggänger, der nur genießen will, ohne den Genuß durch seinen Kraftaufwand erstrebt und verdient zu haben, ist ein Hochverräther am Gemeinwohl. Wir erblicken dieses Laster der Unthätigkeit (dazu rechnen wir auch jede nutzlose Geschäftigkeit) besonders an den Extremen der Gesellschaft: auf ihrer Höhe an dem im Luxus und Genuss lebenden Reichen; in ihrer Tiefe in dem arbeitsscheuen verwahrloseten Bettler und Verbrecher. Dieser wie jener müssen durch eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse gezwungen werden, in nützliche Wirkungskreise einzutreten. Das heranwachsende Geschlecht aber muss man für die einstige Erfüllung des gesellschaftlichen Zweckes heranbilden.

Die Arbeit, gleichviel unter welcher Form sie erscheine, muss zu Ehren gebracht werden. Der redliche Arbeiter, ob in feines Gewand gekleidet oder im Kittel, muss in der Gesellschaft gleiches Recht und gleiche Anerkennung finden. Ein tiefes Weh durchzuckt den Busen des Menschenfreundes, wenn er die Verachtung bemerkt, die auf dem zu harten Beschäftigungen und schweren Mühen verurtheilten Armen lastet. Das Hausthier, der Hund, darf sich oft einer gütigeren Berücksichtigung und Pflege erfreuen, als er. Während der Schoßhund sich auf Polster und Teppich dehnt, steht dieser mit entblößtem Haupte am äußersten Ende des Gemachs, die Befehle des übermüthigen Besitzenden erwartend. Für ihn giebt's kein ermuthigendes, freundliches Wort, keine theilnehmende Frage: kalt wird mit ihm um den

niedrigsten Preis seiner Arbeit gemarktet, damit ihm ja nicht ein Heller bleibe über das trockene, jämmerliche Brot.

O, diese rechtschaffenen Armen, sie sind der durch die Sünde der Welt gekreuzigte Christus! Sie müssen allen, auch den kleinsten Freuden entsagen, sie müssen ihr Leben lassen, damit Wenige in dessen übermäßigsten Genüssen schwelgen können. Sie sind rechtlose Parias: sie werden von Elend und Verachtung verfolgt bis in's Grab. Ihre großentheils nur durch Noth und schlechte Erziehung veranlassten Vergehungen werden rücksichtslos nach dem schneidenden Buchstaben des Gesetzes bestraft, während man Verbrecher aus den bevorzugten Ständen, denen alle Mittel zu geistiger Ausbildung zu Gebote standen, denen alle Wege zum Glück geöffnet waren, die darum der doppelten Strenge des Gesetzes verfallen sollten, nach einem gepolsterten Codex richtet. Was geschieht dem fürstlichen Mörder, der in einer Anwandlung der Leidenschaft einen Andern niedersticht, besonders wenn der Ermordete ein Bürgerlicher, ein Mensch aus der niedern Volksklasse ist? Fast so viel wie nichts. Hochgestellte Betrüger erhalten unter der Hand die Weisung, ihren Abschied zu nehmen, indess der hungrige Arme, der für sich und seine Familie ein Brot stahl, unter empörenden Misshandlungen in's Gefängniss geschleppt wird. Man verkenne uns nicht über diesen Punkt: nicht gegen die Strenge des Gesetzes in der Strafe des Verbrechens protestiren wir, nur gegen dessen ungleiche Anwendung hinsichtlich der verschiedenen Ständen angehörenden Verbrecher.

Wir kehren jedoch zum eigentlichen Gegenstande dieses Abschnittes, zur Arbeit, zurück, indem wir uns nochmals vorführen, dass diese gemeinnützige Wirksamkeit, welche die Gesellschaft von jedem ihrer Glieder zu fordern hat, einer schleunigen und durchgreifenden Regulirung bedarf, einer Ausgleichung der zwischen Arbeit, Kraftaufwand und Lohn bestehenden Missverhältnisse. Wie schroff dieselben hervortreten, zeigt sich uns täglich in den jammervollsten Bildern. Der Erwerb der untern Klassen steht durchaus in keinem Verhältniss mit ihren Bedürfnissen und der zu diesem Erwerb nöthigen Kraftanwendung.

Sie übersteigt leider zu oft das höchste Maß der Kräfte und wirkt nicht wohlthätig, sondern zerstörend und aufreibend auf den Organismus. In beiden Punkten muss genügende Ausgleichung stattfinden. Die Gesellschaft muss dem nützlichen Arbeiter durchaus die Mittel garantiren, die erforderlich sind, um ihm einen frohen und heitern Lebensgenuss zu verschaffen.

Will man uns wegen dieses Verlangens des Communismus anklagen? Die Selbstsucht zeigt sich in unserer Zeit so feig und niedrig, dass sie das Fantom desselben hinter jedem menschenfreundlichen Gedanken zu erblicken wähnt, und heulend ihr fanatisches „Kreuzige!" anstimmt. Kommunismus ist das nicht zu realisirende Hirngespinnst einer gewesenen Zeit. Gleichheit und Gemeinschaftlichkeit der Güter, so wie der Lebensweise sind ein Unding, und würden sich selbst dann, wenn man ihre Verwirklichung versuchte, unheilvoll in ihren Folgen äußern, da durch dieselben eine unausbleibliche Erstarrung und Monotonie in den Lebensverhältnissen erzeugt werden würde, die dem Entwickelungsgange der Menschheit, dem nur eine fortwährende Bewegung der Zustände und Interessen von Nutzen sein kann, ungünstig wäre. Diese ungünstigen Resultate je eintreten zu sehen, ist indess von vornherein nicht zu fürchten, weil der in's Leben getretene Kommunismus schwerlich Zeit zu deren Entwickelung gewinnen dürfte. Gleichheit und Gemeinschaft der Güter und der Lebensart sind schon wegen der Verschiedenheit der Individualitäten unmöglich, und dass dies so ist, ist gut.

Wir protestiren also alles Ernstes gegen jede Anklage kommunistischer Ideen, wie sie in neuerer, wenn auch nicht in neuester Zeit emportauchten: die uns leitenden Ideen sind einzig die der Humanität. Sie wollen wir gelehrt, verbreitet und auf alle Lebensverhältnisse übertragen wissen. Humanität ist der Inbegriff aller Religion, die Bedingung jedes Anspruches an Civilisation; Humanität ist der Zweck jedes vernunftgemäßen sozialen Verbandes. Wir glauben daher nicht, in das Gebiet der Ungesetzlichkeit und Schwärmerei abzuirren, indem wir uns laut und feierlich für ihre Grundsätze bekennen, indem wir die letztere Hälfte des St. Simonistischen Satzes: „Jeder Fähig-

keit nach ihren Werken," als Norm aller sozialen Verbindlichkeiten aufstellen. Er ist nicht allein streng gerecht; er umfasst gleichzeitig das ganze soziale Gebiet, und wird, sobald er sich nur realisirt, zur Ausgleichung aller gesellschaftlichen Missverhältnisse genügen. Er heiligt jene von uns schon früher als wesentlich bezeichnete Pflicht der Arbeit, indem er das von Einzelnen arrogirte Privilegium des Müßigganges vernichtet; er spornt die Kraft und das Streben nach Thätigkeit, indem er den edlen Genuss einer selbstständig begründeten Existenz bietet. Wahrlich, ein hoher Genuss, das, was man ist, nur seiner Tüchtigkeit, seinem Streben zu verdanken! Damit Alle ihn kennen, und sich auf eine würdige Weise zu dem erheben, was sie sein sollen, sind alle Privilegien der Geburt und des Vermögens zu beseitigen: jenes durch Vernichtung jedes Vorurtheils von angestammter Hoheit und Bevorrechtung; dieses, in Bezug auf den unwürdigen Einzelnen, durch äußerste Beschränkung der Möglichkeit in den Besitz ungeheurer Geldmittel zu gelangen.

Industrie.

Diese Möglichkeit, Schätze zusammenzuhäufen, ist einerseits in der Erbschaft, deren Besprechung wir uns für später vorbehalten, andererseits in der Industrie begründet. Man glaube indess nicht, dass unsere Angriffe sich hier gegen diese selbst richten. Vollkommene Kunstfertigkeit kann uns, wie jeden Verständigen, als Fortschritt des Volksgeistes nur erfreuen. Durch sie wird das ästhetische Gefühl immer mehr im Volke entwickelt, ein unberechenbarer Vortheil, größer, als praktische Alltagsmenschen denselben anzuschlagen vermögen; da die edlere Gesittung mit dem sich entfaltenden Sinne für das Nützliche, Angenehme und Schöne Hand in Hand geht. Das Streben nach Vollkommenheit verkündet sich ja, wie wir schon früher bemerkten, nach außen durch die Liebe zum Schönen, nach innen durch die Liebe zum Guten. Es handelt sich also hier durchaus nicht

um eine Verurtheilung der Industrie, sondern einzig um die den Kunstfleiß belebenden Prinzipien, die ihn tragenden Motive. Eine auch nur flüchtige Betrachtung wird uns über dieselben belehren, und uns zeigen, welcher Art sie sind. Wir haben als das Ziel der Industrie die Förderung des Gemeinwohls durch vollkommene Zweckmäßigkeit ihrer Produktionen bereits angedeutet: es bleibt uns nur noch übrig, zu sehen, ob dieses Ziel auch wirklich das ihr im gegenwärtigen Augenblick vorschwebende sei. Leider müssen wir mit Trauer und Beschämung bekennen, dass die Richtung unseres industriellen Strebens eine rein subjektive ist, dass sie sich bis jetzt in ihrem Schaffen einzig und allein auf jene Selbstsucht gründet, die nur sich den Einzelnen als Zweck alles Strebens kennt. Der Humanität und jedem Gemeinsinn entfremdet, arbeitet sie allein im Interesse des Individuums, des besitzenden, unternehmenden, indem sie die Allgemeinheit nur als Mittel des Emporkommens für das Einzelwesen betrachtet. Sehr natürlich also, dass sie, diesem System folgend, die Allgemeinheit rücksichtslos dem Vortheile des Individuums opfert.

Diese auf den Prinzipien des Egoismus beruhende Industrie stellt sich als der Grund aller sozialen Zerwürfnisse heraus. Sie macht die Gegensätze immer schroffer, höhlt die Kluft zwischen Reich und Arm immer fürchterlicher. Ämsig strebt sie nach möglichster Concentration der Kapitalien, um durch deren Produktivität dem Einzelnen die Mittel zu umfangreichen, kostspieligen, industriellen Unternehmungen, und gleichzeitig die Möglichkeit eines ungeheuren Aufschwunges und steigenden Gewinnes zu bieten. Freilich wird die Aussicht auf das Gelingen des ungeheuren Erfolges seiner Spekulationen auch dem Besitzenden fortwährend durch die Gefahren der freien Konkurrenz und einer rücksichtslosen Rivalität getrübt. Wie die Industrie das Einzelwesen begünstigt, so wendet sie die negative Richtung ihres Strebens entschieden gegen die Allgemeinheit, indem sie den Kern der Gesellschaft, den Mittelstand, mehr und mehr vernichtet und das Proletariat mit seinem Anhange von Elend und Noth immer drohender hervorruft, jenen Pauperismus, der den

Volkswohlstand wie ein Krebsschaden zerfrisst und in solcher Ausdehnung um sich gegriffen hat, dass der größte Theil des Volkes an diesem Übel schwer erkrankt danieder liegt. Noch ist man in trostlosester Einseitigkeit und Verblendung befangen, ohne zu der Überzeugung zu gelangen, dass ein allgemeiner, sicherer Wohlstand der Zweck eines jeden gesellschaftlichen Verbandes sei, und dass allein in diesem der Einzelne die Garantie eines dauernden Wohlseins finden könne.

Wir müssen hier nur noch eines mächtigen, auf die sozialen Verhältnisse tief einwirkenden Hebels der Industrie — der Maschinen erwähnen. Ihre Wirksamkeit in Bezug auf Produktion, sowohl hinsichtlich der Quantität, so wie der Qualität ist ungeheuer. Sie haben jedoch, weil sie in dem Dienste der Selbstsucht, und nicht des allgemeinen Besten arbeiteten, ihren schönsten Zweck, ihren Hauptzweck verfehlt, der sie zu Erleichterungsmitteln für den Menschen bestimmt, um ihn bei schweren Verrichtungen durch ihre Kraft zu unterstützen, oder ihm bei andern die nöthige Zeit zu ersparen. So haben sie den Menschen von seinem Platze, von seinen ihn nährenden Beschäftigungen verdrängt. An die Stelle des ämsigen Arbeiters, der durch seinen Fleiß die Existenz einer heitern Familie begründete, ist das todte, metallne Räderwerk getreten, dessen mechanischer Gang nun die Menschenhand ersetzt und Tausende zum Elend verdammt. Dass ein großer Theil des Elends durch sie verursacht ist, beweist die grade in industriellen Staaten und Fabrikdistrikten riesenhaft um sich greifende Verarmung. Den Maschinen muss also, wenn sie der Gesellschaft nicht länger zum Fluch, sondern zur Wohlthat werden sollen, diese ihnen vom Egoismus gegebene Bestimmung genommen werden. Dies kann aber nur durch eine nach andern Grundsätzen gebildete Gestaltung der Industrie geschehen. Diese Gestaltung ist:

Assoziation.

Unmittelbar an die Industriefrage schließt sich die Frage über Assoziation. Wol Niemand wird es einfallen, das unge-

heure Wirkungsgebiet der Assoziation in Abrede zu stellen, da es zu allbekannt, durch Erfahrung zu bestätigt ist, welche glänzenden Erfolge durch dieselbe erzielt werden können. Es ist hier nur in Betracht zu ziehen, welcher Art sie sein müsse, um so großartige, den sozialen Bedürfnissen so ganz entsprechende Ergebnisse aus sich zu entwickeln. Wie die ganze Richtung unserer Zeit mit allen ihr ausschließlich angehörenden Erscheinungen, ist auch die Assoziation bis jetzt einseitig, eine Assoziation der Kapitalien für Privatzwecke. Deshalb ist sie, wenn auch umfangreich in ihrem Wirkungskreise, doch eher hindernd als fördernd für das Gemeinwohl. Indem sie die Kapitalien koncentrirt und absorbirt, entblößt sie den Einzelnen mehr und mehr, macht ihm jedes Aufkommen unmöglich und übt so durch den Vollbesitz der Mittel die fürchterlichste Art despotischer Herrschaft über die ihren Interessen Dienenden. Diese also kann nie die von uns gewünschte, die von dem sozialen Standpunkte aus geforderte Verbindungsweise sein. Sie muss in Zweck und Erfolg in einem ganz andern Charakter erscheinen. Der Zweck der Assoziation, so wie der jedes sozialen Unternehmens, muss der sein, das Streben der Einzelnen durch gegenseitige Verbindung zu erleichtern, indem sie Mittel und Fähigkeiten zu einem geeigneten Zusammenwirken vereint, aus dem natürlich für das Gemeinwohl, so wie für die Einzelnen günstige Resultate hervorgehen müssen. Um jedoch diesem an sie gemachten Anspruche genügen zu können, darf sie nicht partiell sein, sich nicht auf die Concentration des Geldes von Einigen für ein nur zu ihrem Vortheil begründetes Unternehmen beschränken, sondern Kapitalien, Genie und physische Kraft müssen sich im gemeinsamen Interesse zu gemeinschaftlichem Streben verbinden. Talent und Kraft müssen fortan nicht mehr im Dienste des Geldes, sondern in gleicher Berechtigung mit ihm wirken.

Das Ergebniss solchen Zusammenwirkens wird unberechenbar umfangreich sein; weil jedes in gerechter Betheiligung assoziirte Glied in seinem Interesse mit äußerster Energie für den Gesammtzweck arbeitet. Es wird dies in unser industrielles Leben eine Schwungkraft bringen, von der man bisher keine Ahnung

gehabt. Freilich wird bei mehrfacher Parzellirung des Gewinnes die Anhäufung großer Reichthümer für Einzelne schwieriger werden, dies wird aber durch die Wiedererhebung eines gediegenen Mittelstandes, der ja eben den Kern der Gesellschaft bilden soll, sicher aufgewogen. Welche ungemeine Vortheile böte z. B. die Assoziation der Handwerker. Wie zweckmäßig könnten in einem so großartig angelegten Geschäftsgange alle Mittel benutzt und alle Fähigkeiten gerade in den ihnen zusagenden Fächern verwendet werden, was unbedingt die erfreulichsten Fortschritte in der Industrie zur Folge haben müsste. Aller Betrieb der Gewerbe würde auf diese Weise Fabrikation. Die unbequemen kostspieligen einzelnen Werkstätten würden nach und nach großen ganz für ihre Bestimmung eingerichteten Lokalen Platz machen.

Freilich würden die durch Assoziation gebildeten Fabriken in ganz anderer Weise hervortreten, als die jetzigen. Während jetzt an ihrer Spitze der wucherische Spekulant durch jedes Mittel den größtmöglichen Gewinn für sich zu ergreifen strebt, würde eine aus Gleichberechtigten bestehende Verbindung an die Spitze der Unternehmungen treten, die mit ihren Geldmitteln, ihren Talenten und Kräften vereint für deren Gedeihen wirkten. Hier würden auch die Maschinen einen würdigern Platz finden und das in der That werden, was sie ursprünglich sein sollen: — Unterstützungsmittel für den Menschen.

Der gegenwärtige Charakter der Fabriken ist im Allgemeinen ein fluchwürdiger: sie sind Zwangs- und Entsittlichungsstätten — ja für die Jugend subtile Mordanstalten. Rücksichtslos werden die Fabrikarbeiter nicht nur zu übermäßigen Anstrengungen, sondern durch das zu ihren Bedürfnissen unverhältnissmäßige Lohn auch zu den härtesten Entbehrungen verurtheilt. Einzig auf den materiellen Vortheil des Unternehmers berechnet, wie sie es sind, wird in denselben das geistige Leben der seinen Zwecken Dienstbaren erstickt, ja vernichtet. An ihren Ausgängen lauern Verbrechen und Tod auf ihre Opfer. Glücklich noch, wer dem mähenden Sichel des letztern erliegt, ehe er seines Wesens inneres Heiligthum durch Schandthat entweiht.

Darum muss diese soziale Ruine nach und nach hinfallen und ein edler herrlicher Bau sich über deren Trümmern erheben, der Allen sein gleich schirmendes Obdach gewährt. Jener Wahn der Selbstsucht, der nur durch ein gieriges Schaffen und Raffen im eigenen Interesse sein Wohl zu begründen sucht, muss bekämpft werden; die Menschen müssen sich näher treten in Vertrauen und Liebe, sich die Bruderhand reichen zum großen weltbeglückenden Bunde; sie müssen ihre Kräfte ihr Streben für das große Ziel des Gemeinwohls vereinen.

Oekonomie.

Ein anderer höchst wichtiger Punkt der sozialen Verhältnisse ist die Oekonomie, die Staatsökonomie, welche ihre Einwirkung auf dieselben im entschiedensten Sinne fühlbar macht. Auch sie bedarf, wie alle unsere Zustände einer durchgreifenden Reform: denn sie trägt einen großen Theil der Schuld an allen die Gesellschaft zerrüttenden Übeln. Die bisherige Staatsökonomie verdient eigentlich weniger diesen Namen, da sie sich fast lediglich auf die Erfindung und Befolgung eines möglichst ergiebigen Steuersystems und die Verwaltung der durch dasselbe gewonnenen Summen beschränkt, während sie sich mit einer möglichen Vereinfachung desselben zu Gunsten des allgemeinen Wohlstandes und Auffindung der Ersparungsmittel beschäftigen sollte, freilich eine weniger leichte als die bisherige Aufgabe. Wir aber, die wir die Finanzfrage nicht aus dem ministeriellen, sondern aus dem sozialen Gesichtspunkte betrachten, halten uns in unserer Betrachtung nicht an das in dieser Hinsicht Bestehende, sondern an das von der Staatsökonomie zu Fordernde, und heben darum die in derselben als wesentlich zu berücksichtigenden Punkte flüchtig hervor.

Die erste tadelnde Stimme, die wir in Betreff der ökonomischen Zustände aus dem Munde des Volkes vernehmen, erhebt sich gewöhnlich gegen die Steuern. Dies ist jedoch,

wenn auch nicht an und für sich, doch im Zusammenhange mit den übrigen Verhältnissen nicht streng zeitgemäß. Nicht mit der Verminderung der Steuern können und müssen wir die ökonomischen Reformen beginnen, sie sind unmöglich, so lange die Bedürfnisse des Staatshaushaltes nach wie vor ihren vorigen Umfang behalten. Es gilt daher vor allen Dingen diese und die dafür erforderlichen Ausgaben zu vereinfachen, ehe die Möglichkeit der Verminderung der Einnahmen und des Steuer-Etats gesetzt werden kann. Eine der nothwendigsten Maßregeln ist hier eine bedeutende Beschränkung der Bureaukratie; denn obgleich in dieser Beziehung bereits Manches geschehen ist, so bleibt noch immer viel dafür zu wünschen. Die Fächer sind im Allgemeinen, besonders in Bezug auf die Subalternen, immer noch zu stark besetzt, und ein Geschäftskreis, dem in einem Handlungshause wenige Kommis genügen, ist in der öffentlichen Verwaltung unter eine Unmasse von Beamten vertheilt. Was den Gehaltsetat anbetrifft, so ist er, wenn auch im Ganzen nicht unverhältnissmäßig, in Bezug auf einzelne Fächer oder höhere Beamte doch zu hoch, oft über alle Gebühr gesteigert; Beschränkungen oder Ausgleichungen nach allen Kräften dürften sich hier als sehr geeignet erweisen. Während besonders die höchstgestellten Militärs und ebenso die hohe katholische Geistlichkeit, Bischöfe und Erzbischöfe das Mark des Volkes in ungeheuren Gehaltsummen verzehren helfen, müssen andere Staatsdiener, nachdem sie ansehnliche Geldmittel und lange Studien zur Vorbereitung für ihre Laufbahn verwendeten, Jahrelang ohne den geringsten Gehalt arbeiten, ehe ihnen nur eine dürftige Besoldung geboten wird. Ist es nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, zu verlangen, daß Jemand, der bereits Proben seiner Amtsreife und Tüchtigkeit abgelegt hat, seine Kraft und seine Zeit dem Staatsdienste weihe, ohne daß der Staat auf die augenblickliche Sicherstellung seiner Existenz auch nur die mindeste Rücksicht nimmt. Was wird durch soches Verfahren bezweckt? Weniger wol Ersparniß, als vielmehr die Söhne der ärmern Klassen durch die Unmöglichkeit der Subsistenz von höhern Carrieren zurückzuhalten. Wir sind überzeugt, uns in

dieser Behauptung nicht zu täuschen, die wir durch neuere in dieser Beziehung erschienene Verordnungen bestätigt finden. Wie man den Bürgerlichen jetzt besonders so augenscheinlich von den höhern Militärstellen zu entfernen und ihm dieselben auf alle Weise zu verleiden sucht, eben so trachtet man, den Söhnen der Armuth jede Bahn zur Erhebung zu verschließen. Ein außerordentlich humanes Streben! —

Neben dem Bureauwesen tritt uns ein noch weit wesentlicher sozialer Übelstand klar vor die Augen: die erdrückende Last der stehenden Heere. Wenn man diese Truppenmassen und jenes Bureaukratenheer mit der Zahl der gewerbtreibenden Einwohner vergleicht, wenn man bedenkt, wie sauer in dieser schweren Zeit den Meisten die Erschwingung des zum Unterhalt so vieler Tausend Nöthigen wird, und daß sie dasselbe nicht allein mühsam erwerben, sondern noch ein zweites Mal durch harte Entbehrungen bezahlen müssen; so kann Jeder, der für humane Empfindungen weder zu reich, noch zu vornehm ist, sich nicht des innigsten Mitleids erwehren und fühlt sich gewiss von dem Wunsche erfüllt, diese verzehrende Heeresmacht endlich verringert zu sehen. Man wird uns hier die Zweckmäßigkeit, ja die absolute Nothwendigkeit derselben zum Schutz des Landes entgegenhalten: wir aber verweisen auf die sehr umfangreichen nordamerikanischen Freistaaten, die im Frieden eine so ungemein kleine Truppenmacht halten, und darum nach außen und innen nicht weniger sicher, nicht weniger geachtet sind, als irgend ein europäischer Militärstaat. Abgesehen davon, dass durch das Militärwesen der nützlichen Thätigkeit ungeheure Kräfte entzogen werden, die im entgegengesetzten Falle außerordentlich fördernd auf das Geschäftsleben einwirken würden: so entsteht außer diesem Nachtheil der noch weit größere, der nämlich: viele Tausende von Menschen zu versorgen, die z. B. während eines langen Friedens dem Bürger für die ihrem Unterhalt gebrachten Opfer nicht den mindesten Ersatz leisten. Man wird ihm doch das Schauspiel der Exercicien, Paraden und kostspieligen Manöver nicht als solchen anrechnen wollen? Mit vollem Recht wirft er hier die Frage auf: Wozu ein sol-

ches Heer von Söldnern erhalten bei ruhiger Zeit? Wozu? Der Zweck der stehenden Heere ist uns bekannt seit ihrer Organisation. Nicht sowol gegen den äußern Feind ist ihre stets drohende Stellung gerichtet, als gegen das Volk selbst, gegen jenes Volk, das sie nährt und kleidet durch die saure Arbeit seiner Hände. Den National-Interessen entfremdet, sind sie taub für jede andere Stimme als das Kommandowort ihres Chefs. Sie sind nur noch lebendige Vernichtungsmaschinen, die auf einen Wink ihres Brigadiers den Säbel über den Häuptern ihrer Mitbürger, ihrer Ernährer und Pfleger schwingen, die ihre Kugeln rücksichtslos gegen die abschießen, denen sie Schutz und Wehr sein sollten. Die Regierungen haben sich in ihnen blinde Werkzeuge geschaffen, eine Macht dem Volke gegenüber, die stets bereit ist, ihre Absichten durch Waffengewalt zu unterstützen. Wie vollständig sie ihren Zweck erreichten, haben noch in den letzten Jahren recht traurige Vorfälle bewiesen. Was das Auftreten der Linientruppen im Kriege betrifft, so glauben wir behaupten zu dürfen, dass ihrer Aktive ein wenig entscheidendes Gewicht beizulegen sei, und dass da, wo wir sie dasselbe dennoch geltend machen sehen, dies mehr durch das Genie der sie kommandirenden Feldherren bestimmt werde, wie unter Friedrich dem Zweiten und Napoleon. Der Chef ist die Seele des jetzigen Soldaten, und dessen ganzes Bewusstsein von seiner Bestimmung reduzirt sich etwa im glücklichsten Falle auf die Erinnerung an den geleisteten Fahneneid. Mit einem Worte, die Soldaten sind Maschinen in den Händen der Kabinette. Keine Idee, sei sie auch noch so groß, weder Wohl noch Weh ihres Volkes bewegen sie, so lange ihr Kommandeur sie nicht dazu beorderte. Es wäre für sie wünschenswerth, dass sie sich bald aus dieser Stumpfheit aufrütteln, und ihren Beruf aus einem würdigern Gesichtspunkte betrachten lernten.

So viel ist gewiss, große welthistorische Kriege, Kriege für erhabene Ideen, für Nationalrechte und Nationalinteressen werden nur durch Völker, nicht durch Söldner entschieden. Bürger, athenienfische Bürger, kämpften bei Marathon; das

Schwerdt der Bürger gründete die Macht des weltgebietenden Roms; durch ihre Bürger wurden die Niederlande frei und die Schweiz und die Länder jenseits der Atlantia; Frankreichs Bürger überschritten den königlichen Rhein, sie stiegen siegend von den Pyrenäen und Alpen hernieder; deutsche Bürger, unsere edeln, gefeierten Wehren, brachen die Kraft von Napoleons ruhmgekrönten Armeen. Als das Rechtsgefühl in ihnen aufflammte, als der Geist der Freiheit sie erfasste, ja, wie stürmten sie an gegen den Riesenbau des Frankenreiches!

Man lasse also dem Bürger die Waffen, man lasse ihn die Waffen üben und er wird sie mit Ruhm tragen, sobald es sich um Vertheidiguug seiner heiligen Interessen, um die Ehre und das Recht der Nation handelt, der anzugehören sein Stolz ist. Furchtlos lasse man die Soldatenheere bis auf einen geringern Truppenstamm sich unter das thätige arbeitende Volk zerstreuen; ruhig vertraue man Schutz und Sicherheitserhaltung wohlorganisirten Bürgergarden. Sie werden, wenn man den rechten Geist in ihnen zu wecken und zu erhalten weiß, wenn man sie für das, was sie sind und sein sollen, zu begeistern versteht, ihren Standpunkt gewiß würdig behaupten.—

Eine Kaste, der sogenannte Adel, würde freilich eine derartige Einrichtung nicht ganz nach seinem Geschmack finden, da der Militärdienst besonders seinen ärmern Sprößlingen ein ganz annehmliches Unterkommen sichert. Er wird sich jedoch, hoffen wir, in nicht gar zu langer Zeit bequemen müssen, seinem Wahne zu entsagen, als gäbe es Menschen, denen der Betrieb jedes rechtlichen Gewerbes nicht ehrenvoll geuug sei.—

Ein uns aus dem Militärstande und der Bureaukratie entspringender, noch drückender Übelstand ist der Pensionsunfug. So wie der Staat dem Arbeiter und Bürger die Subsistenzmittel weder nach einer kürzern noch längern Gewerbthätigkeit garantiren kann, eben so unmöglich ist dies, wenn er anders nach vernünftigen Grundsätzen handelt, d. h. die gleiche Berechtigung aller seiner Glieder anerkennt, in Bezug auf Beamte und Militär. — Das Höchste, was in dieser Beziehung geschehen kann, ist eine bei gänzlicher Dienstunfähigkeit eintre-

tende Unterstützung, nicht aber ein nach so und so viel Jahren unerläßlich zu zahlender Gehalt. Jeder ist verpflichtet im Interesse der Gesellschaft zu wirken, so lange ihm die Natur die Fähigkeit dazu verleiht; keiner ist, so lange er noch Kraft in sich empfindet, zu sagen berechtigt: Ich habe genug gethan! Es ist verletzend für den Mann von Rechtsgefühl, hier und dort solche rüstige pensionirte Müßiggänger zu treffen, die ihre oft sehr bedeutenden Jahrgelder in aller Gemächlichkeit verzehren, während der kraftlose Arbeiter, der arme arbeitsunfähige Bürger, die der Erhaltung solch honorirter Tagediebe ihren letzten Pfennig opfern mussten, den Bettelstab ergreifen, ihre letzten Tage im Elend verseufzen und schmählich im Hospital enden. Und bei so schreiender Ungleichheit und Ungerechtigkeit fordert man noch, daß der Arme auf dem Boden des Rechts stehen bleibe, daß er sich mühe und quäle Tag und Nacht bei Wasser und Brot, geplagt von Blöße und Frost, um schmunzelnde Faullenzer zu ernähren und einst selbst fast Hungers zu sterben. Es ist dies wahrlich eine zu starke Forderung an die Menschennatur!

Am fühlbarsten wird dieser von uns bezeichnete Unfug im Militär, bei welchem im Betreff der Offiziere solche Ruhestandsversetzungen mit Pension sehr häufig vorkommen, um jungen Männern aus guten, d. h. adeligen, altadeligen Familien den Weg zum Avancement zu eröffnen. Sie sind während des Friedens für angehende Helden das einzige Beförderungsmittel auf der Bahn des Kriegsruhmes. Es wäre aber bei der immer steigenden Noth wol ernstlich an die Beseitigung solcher Missverhältnisse zu denken, die zu ihrer Vergrößerung nicht wenig beitrugen.

Während unser prüfender Blick so allmählich über die einzelnen sozialen Verhältnisse dahin gleitet, verbindet sich mit dem eben ausgesprochenen Wunsche nach Veränderung des Pensionsunwesens auch schon wieder ein anderer: der Wunsch nach Abschaffung der Apanagen. Er betrifft die höchsten und allerhöchsten Personen; gleichwol kann in der dringenden Frage nach dem Gesammtwohl dies keine Berücksichtigung finden. Der

Staatshaushalt darf, ohne sich der Verschwendung und der Beeinträchtigung des allgemeinen Interesses schuldig zu machen, wol Besoldungsgelder für geleistete Dienste, nicht aber Einzelnen ungeheure Jahrgehalte bewilligen, deshalb, weil sie zufällig in der Gesellschaft einen höhern Standpunkt einnehmen, d. h. weil sie von fürstlichen Eltern und nicht von Tagelöhnern gezeugt wurden. Die Glieder der regierenden Fürstenhäuser haben nach unserer Ansicht nur insofern Anspruch an den Staatshaushalt, als sie im Staatsdienst aktiv und in welchem Umfange, mit welcher Befähigung sie es sind; ihre sonstigen Verhältnisse fallen als Privatsache, wie in allen übrigen Kreisen, der Familie anheim.

Nächst diesem ist ein wichtiger ökonomischer Punkt die Beschränkung der Erbschaften. Der Erbschaftsbrauch ist ein auf die gesellschaftlichen Verhältnisse sehr ungünstig wirkender Missbrauch und sollte ganz aufhören. Da dies jedoch in den Augen Vieler für den Augenblick ein zu schroffer Übergang sein dürfte, so ist sie wenigstens durch eine strenge Beschränkung der Erbfähigkeit zu modifiziren, und zwar so weit, dass sie sich nur auf die nächsten Grade der Blutsverwandtschaft erstrecke, und selbst da noch unter der Bedingung bedeutender Abzüge. Man wird diese unsere Anforderung vielleicht hart finden; allein wenn man bedenkt, dass der Erwerber des Vermögens dasselbe durch seine Thätigkeit, durch seinen Spekulationsgeist von der Allgemeinheit gewann, so wird man billig finden, dass nach seinem Ableben, also nach dem unverkümmerten Genusse desselben, es der Allgemeinheit entweder ganz oder doch zum Theil wieder zufalle. Ererbtes Vermögen wirkt überhaupt eher nachtheilig als wohlthätig, es begünstigt die Trägheit, den Luxus und die Selbstsucht; das selbst erworbene Vermögen hingegen äußert fast stets einen gemeinnützigen Einfluss in den Händen des thätigen Erwerbers, der zu dessen zweckmäßiger Verwendung jeden Falles geschickter ist, als der, dem die Mühe des Erringens erspart blieb.

Die aus den Erbschaftsbeschränkungen dem Gemeinwesen zufließenden Mittel werden nicht unbedeutend sein, und sind einst-

weilen den Kommunalbehörden zu gewissenhafter Verwaltung und Anlegung zu überlassen. Sie sind mit den Bedürfnissen der ihrer Obhut sich anvertrauenden Gemeinden am besten bekannt, und die Gemeinden selbst, die ihnen gegenüber, wenn auch nicht hinlänglich, doch aber vertreten sind, werden die Bestimmung derartiger Fonds am zweckmäßigsten anzudeuten wissen. Sie fühlen wol, was ihnen fehlt bei der immer weiter um sich greifenden Noth und Verarmung. Da sind Gemeindehäuser zu erbauen, in denen fleißige und ordentliche Arme gegen einen billigen Miethszins ein gesundes, freundliches Obdach finden; da sind Erziehungsanstalten zu gründen für die Kinder aus den ärmeren Klassen; nicht solche, in denen sie nur eben erzogen werden, etwa wieder für das Proletariat, sondern Institute, in welchen der Fähigkeit und dem Talent des ärmsten Kindes dieselben Bildungsmittel geboten werden, wie dem reichsten. Solche Stiftungen würden das gegen die schuldlose Armuth begangene Unrecht einigermaßen vergüten. Ferner würden sich auf Grund solcher wohlthätigen Unterstützungsfonds angelegte Gemeinde-Bäckereien und Gemeinde-Brauereien sehr ersprießlich zeigen, aus denen der Dürftige sein Brot und einen erquickenden Trunk beziehen könnte, ohne dem Wucher und der Habsucht in die Hände zu fallen, ohne in den Zeiten des Mangels Hungers zu sterben. Später, wenn diesen ersten dringendsten Bedürfnissen abgeholfen wäre, dann, wenn einst das Volk die speziellere Überwachung und oberste Leitung der Finanzen übernommen hätte, könnten auch diese Fonds im ganzen Sinne des Wortes zum Nationalvermögen geschlagen und andern Staatszwecken zugewendet werden.

Leider ist es uns noch immer nicht vergönnt, die Reihe unserer Bemerkungen zu schließen, da sich uns für dieselben immer neue Gegenstände bieten. Der nächste ist das Hazardspiel, welches wir, wenn es vom Staate unternommen ist, Lotterie nennen. Wir können nur schmerzlich beklagen, daß die staatlichen Verhältnisse bei einem sonst so ziemlich entwickelten Kulturgrade nebst vielen anderen auch diese Schattenseite bieten, für die sich keine Entschuldigung findet. Oder durch

welchen vernünftigen, d. h. rechtlichen Beweggrund will man die Einrichtung der Lotterie begründen? Die Sache ist zu klar und offenkundig, um hinter derselben etwas Anderes zu suchen und zu finden, als Gewinnsucht. Aber nicht allein die ihr zu Grunde liegende unlautere Absicht verdammt die Lotterie, sondern die dadurch hervorgerufenen Ergebnisse, welche durchaus entsittlichender Art sind. Sie weckt die Habsucht und verleitet zur Verschwendung, die sich bei den Ärmeren oft durch die traurigsten Folgen straft. Getrieben von dem Verlangen, ohne Mühe reich zu werden, verlockt durch die Hoffnung, sich durch einen geringen Geldaufwand in den Besitz eines großen Vermögens zu setzen, opfert der Dürftige oft das Unentbehrliche jener gleißenden Chimäre eines möglichen Gewinnes. Getäuscht und wieder getäuscht, kann er doch von dem verführerischen Trugbilde nicht lassen, er giebt das Letzte dafür hin und erntet endlich Verzweiflung und das tiefste Elend.

Die wenigen am Gewinn Betheiligten können hier in keine ausgleichende Berechnung kommen, da dieser Gewinn durch den von tausenden und aber tausend Verlierenden empfundenen Schaden gewiss zu theuer bezahlt wird. Die Lotterie, verderbt in ihrem Motiv, verderblich in ihren Resultaten, muss also in allen Staaten unterdrückt werden, die den Ruhm beanspruchen, ihre Institutionen auf Wahrheit und Recht zu basiren, die das Streben zur Schau tragen wollen, die Sittlichkeit zu fördern.

Nun endlich kommen wir auf den bereits zu Anfang dieses Abschnittes erwähnten Punkt, auf die Steuern. Nachdem wir nun die Übelstände der eben besprochenen ins Fach der Staatsökonomie gehörenden Verhältnisse, so wie die aus ihrer Umgestaltung hervorgehenden Vortheile angedeutet haben, wird es dem Leser auch ohne langes Nachdenken einleuchten, dass nach Verminderung der Staatsausgaben (in der von uns angegebenen Weise) und der Abschaffung der Lotterie wol auch noch an eine Ermäßigung der Steuern gedacht werden könne. Am dringendsten wird diese Nothwendigkeit von den armen, von den arbeitenden Klassen empfunden, die sich durch dieselben in dem

Genusse ihrer ersten Lebensmittel schmerzlich beschränkt sehen. Es ist wahr, dass die Besteuerung dieser ersten Lebensbedürfnisse die ergiebigste Quelle für die Finanzen ist, weil ihre Konsumtion sich über alle Stände und Volksklassen verbreitet, und auch die weniger Begüterten zu denselben beizutragen gezwungen sind. Wäre es aber nicht menschlicher, den Dürftigen dieser furchtbaren Last zu entheben und ihm nicht die sauer erworbenen Brocken noch vor dem Munde zu entreißen? Warum sind Luxusartikel, deren sich der Reiche bedient, Leckereien, mit denen er seinen Gaumen kitzelt, fast gar nicht, oder doch gering besteuert? Könnte man die Last des Steuerzahlens, welcher der Arme erliegt, nicht füglich auf die Seite Jener wenden, die derlei Abgaben weit weniger fühlen? Recht zweckmäßig ist in dieser Hinsicht die Vermögensteuer, die ausschließlich den Zahlungsfähigen betrifft.

Wenn also die Staatsökonomie gewissenhaft und auf humane Weise verwaltet wird, wenn jene von uns bezeichneten Veränderungen sich meist verwirklichen, dann dürfen wir freudig hoffen, wieder einen heitern Wohlstand um uns her erblühen zu sehen.

Politische Emancipation.

Wir gehen nun zu dem dritten Theile unserer Abhandlung über: zu der politischen Emancipation des Volkes, die mit der sittlichen und sozialen gleichen Schritt zu halten hat.

Nach dem gegenwärtigen Stande der europäischen Staatenverhältnisse müssen wir bekennen, dass die Nationen im Allgemeinen sich von politischer Emancipation bald mehr, bald minder fern befinden. Wir verstehen aber unter solcher Emancipation die dem Volke zustehende Macht, selbstständig, bewegend in das Staatsleben einzugreifen und Gesetzgebung und Verwaltung nach freier Wahl zu durchdringen. Größtentheils findet sich von solcher Selbstständigkeit gar keine Spur, zumal in ab-

solut=monarchischen Staaten, theils begründen die sogenannten freien Verfassungen Alles, nur nicht wahre Volksselbstständigkeit. Weder in den einen, noch in den andern ist eine Spur davon enthalten; in beiden herrscht in Wahrheit ein engherziges, despotisches Prinzip: nur in verschiedenen Formen. Dort im Interesse eines unbeschränkten Herrschers; hier in dem eben so drückenden der Aristokratie. In dem einen Staat sind dem Alleinherrscher gegenüber Alle machtlos; in dem andern ist es die Volksmasse im Verhältniss zu einer Klasse. Beide dieser Formen sind für den Augenblick mit einander im Streit, ja im Kampfe auf Leben und Tod. Ehe wir jedoch ihr Verhältniss zu einander näher bezeichnen, sei es uns vergönnt, über jede derselben einige Worte besonders zu sagen.

Es ist von den geachtetsten Geschichtsphilosophen die Meinung aufgestellt worden, dass sich in dem Entwickelungsgange der Menschheit drei Hauptperioden unterscheiden lassen; die Periode des Gemüthslebens, die einer vorherrschenden Verstandesthätigkeit und endlich die Periode des Vernunftlebens. Die erste geht vom Alterthum bis zur Reformation, die andere von dieser Epoche bis auf unsere Zeit, und die dritte haben wir in einer besseren Zukunft zu hoffen. — Wenn wir den Patrimonialstaat, die älteste aller Verfassungsformen, näher betrachten, so erscheint er uns als begründet im Gemüth und durch das Gemüthsleben des Volkes. Seine Basis ist das gegenseitige Vertrauen. Von Seiten des Volkes wird dasselbe durch Anhänglichkeit und Hingebung getragen. Ohne alle Garantie giebt es sich mit Allem, was es besitzt, an den Herrscher, in dem es, wenn nicht einen Vater, doch ein unendlich erhabenes Wesen verehrt, dessen Wille ihm die Kraft eines heiligen Gebotes hat. Der Herrscher seinerseits fühlt sich hoch über dem Volke stehend mit schrankenloser Gewalt bekleidet; eine schwierige, schwindelnde Stellung für ein Einzelwesen, sich so über das Gesetz erhaben zu sehen, verlockt von Schmeichlern, verblendet durch Glück und Leidenschaft. Wer unumschränkte Macht besitzt, warum sollte er sie nicht auf jede Weise und nach allen Seiten hin ausüben, sobald er das Gelüst dazu verspürt? Die Versuchung ist schwer,

und wenige Herrscher haben ihr bisher widerstanden, wenige waren groß genug, auch über sich ein ewiges Gesetz, die Stimme der Vernunft, zu erkennen und sich ihm unterzuordnen. Auch sie vertrauten ihren Völkern, sie bauten ihre Pläne, ihre Herrschaft auf dessen Unmündigkeit und kindlich-fromme Herzenseinfalt, und sie täuschten sich nicht. Was freilich jene andern beiden im Volkscharakter rühmend erkannten Tugenden — Anhänglichkeit und Hingebung betrifft, so kommen diese bei ihnen selten oder nie zum Vorschein. Im Gegentheil: wir sehen sie dem Nationalwohl in vielen Fällen offenbar entgegenstreben, und da, wo wir ihr Streben als ein förderndes erkennen, erblicken wir hinter demselben das lauernde Interesse der Selbstsucht, die sich auf dem Grunde einer allgemeinen Wohlfahrt eine um so sichere, glückliche Stellung zu schaffen sucht. Wie scharf sie stets ihre Sache von der des Volkes sonderten, hat sich überall gezeigt, wo Volksinteresse und Herrscherinteresse sich trennten; dann hat der Nacken der Unterthanen stets das Joch harter Bedrückungen gefühlt. Sobald sich der Volksgeist nur zu regen begann und in irgend einem Wie oder Warum laut wurde, zeigten sie Misstrauen und Feindseligkeit; statt ihm mit väterlicher Weisheit die Hand zu bieten und nach und nach das staatsbürgerliche Bewusstsein in ihm auszubilden.

Was jedoch die Herrscher nicht thaten, geschah durch die Zeit und den nie und nimmer stille stehenden Volksgeist. Er wich zwar scheinbar von dem Felde der Politik, er überließ es für den Augenblick noch dem Alleinherrscher und wendete sich theils einem rein spekulativen, theils materiellen, industriellen Streben zu. Erst erfüllte ihn nur dunkel die Ahnung des der Menschheit gegebenen Zieles: er suchte und glaubte es im Gebiete der Gefühlswelt, der Religion zu erreichen. Später, als er die Täuschung erkannte, als er fand, dass die von der Menschheit gesuchte Befriedigung und Vollendung auf diesem Wege nicht erreicht werden möge, wendete er sich der Wissenschaft zu, auch hier noch da und dorthin abirrend, und wähnend, im Wissen allein die Lösung des großen Problems zu finden, bis er endlich zu der Erkenntniss kommt, dass es weder durch Glauben,

noch durch die glänzendsten Resultate der Forschung, sondern allein durch einen thatkräftigen Willen des Rechten gelöst werden könne. Die Reformation erscheint seit der großen Wanderung für die europäischen Völker als das erste lichte Moment, als ein Sonnenaufgang des Geistes, welcher ihm eine unermessliche Ferne seiner Bahn enthüllte, als der Moment, in dem das Bewusstsein jenes Zieles sich leuchtend in ihm erhob und sich in dem Streben nach Freiheit thätig verkündete.

Nach der materiellen Seite hin zeigte sich dieses Streben nicht weniger glücklich. Erfindungen auf Erfindungen folgten einander in unglaublicher Schnelle, das Reich der Industrie erweiterte sich in ungeheurer Ausdehnung; eine regsamere Thätigkeit durchdrang die äußeren Verhältnisse; der Spekulationsgeist warf überall seine Netze nach Gewinn aus. Die reiche Hansa erblühte, die goldstrotzenden Patrizier der Reichsstädte erhoben sich, und später, in neuerer Zeit, bildete sich aus glücklichen Unternehmern, Spekulanten und Wucherern die besitzende Klasse, die Geld-Aristokratie. Diese wurde sich sehr bald durch ihre Erfolge bewusst, sie erkannte ihre Macht in dem Einflusse der ihr zu Gebote stehenden Mittel, und sie zögerte nicht, dieses gewonnene Selbstbewusstsein geltend zu machen. Sie erstrebte diesen Zweck in den italienischen sogenannten Republiken, in der Schweiz und in Holland. Diese kleinern spießbürgerlichen Dreißigtyrannenreiche erlagen jedoch größtentheils der Übermacht der wohlbewaffneten Alleinherrscher, und die besitzende Klasse erkannte endlich, dass ihre Herrschaft sich nicht ferner auf solche Weise behaupten lasse. Sie hatte jedoch an derselben nachgerade so viel Geschmack gefunden, dass sie deren Zügel gar zu gern in ihren Händen sehen mochte. Beseelt von dem Verlangen nach Besitz und Gewalt vereinigte sie sich im absolut-monarchischen Staate selbst zur Partei und suchte sich dem Alleinherrscher gegenüber Geltung und Einfluss zu verschaffen, was ihr auch in England, Frankreich und einigen Theilen Deutschlands gelang. Sie gewann Spielraum durch die Macht des Geldes: der Absolutismus wich ihrem Streben, und dieser wurde durch dasselbe zur konstitutionellen Monarchie modificirt

Bevor wir diese Verfassungsform näher betrachten, werden wir einige Bemerkungen über die sie begründende Partei und deren Prinzipien einstreuen.

Wir haben nur an den von uns bereits bezeichneten Zweck dieser Partei — Besitz und Gewalt — zu erinnern, um sogleich im Egoismus den für denselben geforderten Grundsatz zu erkennen. In der That, wo wir die sogenannten Liberalen auftreten sehen, zeigt sich ihr Streben von demselben durchdrungen. Die Selbstsucht ist die Seele des Liberalismus. Dieser sowol, als dessen äußere Erscheinung, der konstitutionelle Staat, sind und können nur bloße Resultate des berechnenden Verstandes, des reinen Calcüls einer in Besitz und Übersicht, also auch in der Macht bevorzugten Klasse sein; in ihnen ist einzig und allein die Seite des Verstandes repräsentirt, des berechnenden, vortheilsuchenden Verstandes. Darum ist auch die Politik der konstitutionellen Staaten, in denen das liberale Prinzip vorherrscht, die nichtswürdigste, weil sie nur durch die Triebfeder des Egoismus bestimmt wird. Einzig auf den Vortheil der einflussübenden Kaste bedacht, erkennt sie weder Wahrheit noch Recht. Alles ist ihr feil für ihr Interesse: Nationalehre und Volksglück.

Man blicke hinüber nach England: die Geschichte liefert uns die eclatantesten Charakterzüge seiner Politik; der Augenschein die Überzeugung von den schrecklichen Resultaten seines aristokratisch-liberalen Strebens. Nicht anders ist Frankreich. Wen muss die französische Nation zunächst als den Feind ihres Glückes, ihres Ruhmes anklagen? Ihre liberale Partei. Sie ist verantwortlich für das in der Julirevolution vergossene Volksblut. Ihr Vortheil war es, den sie durch die Anordnungen Karls X. gefährdet erkannte, ihr Interesse bewog sie, die Flammen des Bürgerkrieges zu schüren, indem sie die Tricolore, dieses vergötterte Banner der Freiheit, vor den Augen des begeisterten, vertrauenden Volkes aufrichtete, und dasselbe beredete, es werde sich, von ihr unterstützt, endlich ersehnte glücklichere Zustände erkämpfen. Heldenmüthig stürzte sich das arme Volk in den Streit gegen die widerstrebende Übermacht; durch blu-

tige Opfer errang es den Sieg. Damit aber endete seine Rolle in diesem geschichtlichen Akt. Die Herren Banquiers und Industriellen setzten sich im Hotel Lafitte zusammen, berathschlagten über Ordnung, Sicherheit des Eigenthums und fanden, dass man nach geschehener That des Volkes nicht mehr bedürfe. Man steckte sich nun hinter den gutmüthigen Lafayette, dass er dem Volke zuredete; man beschwichtigte es durch Versprechungen, durch großtönende Phrasen und schickte es heim, sich die Wunden zu heilen bei Wasser und Brot, oder auch ohne dasselbe.

Die besitzende Kaste, der das Volk um den Preis seines Lebens so ungeheure Macht errungen hatte, verfügte nun eigenmächtig mit beispielloser Frechheit über sein Geschick, als wäre es eine ihr gehörende Heerde. Die Herren Liberalen wählten sich, um einen Centralpunkt zu haben, einen König, der ihnen, wie sie wähnten, ein gar liebes, freundliches Gelenkmännchen abgeben sollte, da sie sich nebenbei durch die Verfassung alle nur wünschenswerthen Vortheile zu sichern wussten. Machiavellis unvergleichlichster Schüler, groß durch seine Politik des Wartens, wenn auch nicht des Handelns, geruhte huldreichst, die ihm gebotene Krone anzunehmen. Wirklich ein gar charmanter Bürgerkönig: so lächelnd, so süß buhlend mit seinen Gönnern, während die kälteste Verachtung sein Herz erfüllte gegen diese übermüthigen plebejischen Königsmacher und er nur die Gelegenheit herbeisehnte, den Fuß auf ihren Nacken zu setzen. Diese einfachen Herren meinten, ein Fürst verzeihe es je, seine Gewalt von jemand anders, als von Gottes Gnaden zu empfangen.

Mit dieser schamlosen Zurücksetzung war es aber noch nicht genug: die Liberalen opferten den Schweiß der Nation, indem sie der Habsucht des Herrschers eine Civilliste bewilligten, die Alles, was frühere Könige erhielten, weit übersteigt; sie opferten den Ruhm der Nation, indem sie die denselben schwerverletzenden Schritte ihres Kabinettes autorisirten oder doch geschehen ließen. Wir verfolgen diese Episode nicht weiter, da wir nichts beabsichtigten, als das Streben des Liberalismus zu charakterisiren, und fügen nur noch hinzu, indem wir auf die in Frankreich herrschende soziale Zerrüttung verweisen, dass dort,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

im Lande der Charte, Millionen des Hungers sterben. Dies wird, glauben wir, genügen, die sanguinischen Hoffnungen, welche die Deutschen auf die Liberalen gesetzt haben, herabzustimmen und diese Leute in ihrer wahren Gestalt zu durchschauen.

Der Liberalismus ist übrigens in allen auf der Bahn der Kultur fortschreitenden Staaten ein von den allgemeinen Verhältnissen bedingtes Resultat. Es ist unmöglich, dass diese Verhältnisse plötzlich, mit einem Schritte von der größten Zerwürfniss zur Harmonie, zu einem sicher begründeten allgemeinen Wohlsein übergehen. Sehr natürlich musste bei einem geringern Grade der Gesittung, also auch bei weniger entwickelten humanen Ideen, die Allgemeinheit von der Befriedigung ihrer gesellschaftlichen Bedürfnisse noch fern bleiben. Nur wenige von der Natur mit reichen Geistesgaben oder mit bedeutenden Geldmitteln Begünstigte konnten mächtig und einflussreich hervortreten. Dass sie ihren vortheilhaften Standpunkt nicht allein erkannten, sondern benützten, ja missbrauchten zum Verderben des ganzen Volkes, das liegt in ihrer egoistischen Richtung, in ihrem Mangel an Rechtssinn, an Humanität, die neben dem Calcül des individuellen Vortheils nicht wol möglich gedacht werden. Eben so wenig als das Prinzip konnte dessen äußere Erscheinung, der konstitutionelle Staat, sich segensreich und entsprechend für das Volksbedürfniss erweisen. Die politischen und sozialen Zustände wurden in demselben nur noch schärfer gestört, als im absolutmonarchischen, weil in diesem der edle Charakter des Herrschers so manche Missverhältnisse auszugleichen vermochte; er konnte, wenn dies auch selten geschah, sobald er es wollte, seinen persönlichen Vortheil dem allgemeinen Besten opfern: die im konstitutionellen Staate wortführende liberale Partei aber war nur im Stande, d. h. sittlich fähig, im Interesse ihrer Mitglieder zu handeln. Alles, was mit ihrem Streben nicht zunächst in Berührung kam, erhielt daher gar keine Berücksichtigung; alles, was nicht auf ihren Vortheil Bezug hatte, musste sich natürlich demselben unterordnen, ihm dienstbar werden.

Der Stand dieser Staaten ist an und für sich ein schwankender, trotz beschworener Charten und Verfassungen. Interes-

Bayerische Staatsbibliothek München

sen verschiedener Art, jene des Herrschers und das der mächtigen Partei, arbeiten unablässig gegeneinander; jedes strebt mit allen seinen Mitteln nach Beeinträchtigung des andern, und dadurch wird die Zerrüttung des Ganzen nur noch vermehrt. Aber ungeachtet seiner anerkannten Verderbtheit sehen wir doch den Liberalismus und das konstitutionelle Prinzip in sich stets erweiternder Verbreitung; ja seit länger als einem Jahrzehnd gegen den Absolutismus in die Schranken treten zum Vernichtungskampfe. Es wird siegen, das erleidet keinen Zweifel: denn es ist der durch die frühern Verhältnisse vorbereitete uns nächstliegende Verfassungsstand, ein Stadium, welches wir betreten müssen, ehe wir zu vollendetern Formen übergehen.

Wir wollen jedoch so viel als möglich auf unserer Hut sein, um jenen äußersten furchtbaren Resultaten des Liberalismus und einer auf denselben basirten einseitig engherzigen Verfassung zu entgehen, und Frankreichs und Englands namenloses Elend, so wie die dort durch das Geld herrschende Volksknechtung als warnendes Beispiel betrachten. Uns täusche weder die demokratische Maske, noch das platte abgeschliffene Wesen der Herren Liberalen, und was sie uns auch immer Schönes sagen, um uns für sich zu gewinnen, d. h. um uns zu bewegen, ihre Sache zu der unsern zu machen, uns vielleicht für sie zu schlagen, wie die braven Franzosen, damit auch sie uns dann in Gnaden eine Verfassung schmieden. Bleiben wir fest, damit wir nicht für eine Partei, sondern für das Heil der Gesammtheit streben. Somit wenden wir uns ab von dieser Übergangsperiode der politischen Zustände.

Wie wir die Periode des Gemüthslebens vom Alterthum bis zur Reformation, die einer vorherrschenden Verstandeswirksamkeit von da an bis in unsere Zeit verfolgten: so richten wir nun unsern Blick in die ferne Zukunft, von der wir das ersehnte Ziel der Menschheit erwarten. Wir haben aus unseren Betrachtungen leider die Überzeugung von der Untauglichkeit, ja Verwerflichkeit der eben von uns besprochenen Verfassungsformen gewonnen; wir sahen, daß sie treu ihrer subtilen Diplomatie, trotz ihrer kunstvollen Staatsmaschinerie nicht auf den

göttlichen Gesetzen der Vernunft und Humanität beruhen, sondern einseitig, exclusiv, engherzig sind. Da weder Vergangenheit noch Gegenwart in ihren staatlichen Organisationen den Volksansprüchen genügten, und doch die lebende Sehnsucht nach besseren Gestaltungen die Möglichkeit derselben voraussetzt, da diese Sehnsucht sich bei den Höhergebildeten bereits zu dem Bewusstsein, zu der Erkenntniss entwickelt hat, dass die Idee einer entsprechenden Verfassung sich im Laufe der Zeit realisiren könne und werde. Welcher Art aber, fragen wir uns, muss diese Verfassung sein, um den Volksbedürfnissen und Volksrechten Genüge zu leisten? Eine solche, die dem Volke Freiheit und Rechtsgleichheit garantirt, nicht blos auf dem Papiere, sondern in Wirklichkeit, die es als mündig anerkennt und ihm die Macht giebt, sich das Gesetz nach unbeschränkter vernunftgemäßer Wahl und Überzeugung zu schaffen: Freiheit ist ja die Macht zu wählen. Sobald Alle frei sind, sind auch Alle sich gleich im Recht, gleich befugt, ihren Lebenszweck in Bezug auf sich und die Gesellschaft ihrer Neigung gemäß zu erfüllen. Eine solche Verfassung garantirt die Rechtsgleichheit, die als ein Resultat der Freiheit betrachtet werden kann; sie strebt in allen ihren Anordnungen nach Begründung des Gesammtwohls; sie erkennt kein Oben und Unten der Gesellschaft. Jedes vernünftige, d. h. jedes einer treuen Pflichterfüllung und Rechtsübung beflissene Staatsglied ist durch sie berechtigt und berufen, die Interessen der Gesammtheit durch Rath und That zu vertreten. Die geistig-sittliche Befähigung entscheidet allein in ihr bei dieser Vertretung; nie aber der Besitz, oder der gezahlte Census. Wo jene geistige Fähigkeit vorhanden ist, da gebietet ihr das ewige Menschenrecht, sie unverkümmert zur Äußerung gelangen zu lassen. Und diese Verpflichtung erfüllt eine den höchsten Zwecken und Ansprüchen der Menschheit entsprechende Verfassung, indem sie Allen gleichen Antheil gewährt an den Wohlthaten des Staatsverbandes. Wenn man in unserer Zeit auch vielfach gegen diese Freiheit und Rechtsgleichheit anstrebt, wenn man sie beide schwer verletzt, so wird doch Niemand so schamlos sein, die Ansprüche des Menschen an dieselben mit Worten zu läugnen. Natur und

Geist zeugen zu laut dafür. Die Ersten unseres Geschlechts haben diese Ansprüche sanctionirt.

Was unsere gegenwärtigen Repräsentativ-Verhältnisse betrifft, so können dieselben eine nicht üble Satyre auf das in christlichen Staaten herrschende Prinzip der brüderlichen Gleichheit liefern. Die Nation ist entweder dem Alleinherrscher gegenüber außer aller Stimmberechtigung erklärt, von aller Theilnahme an Gesetzgebung und Verwaltung ausgeschlossen, oder, wie in konstitutionellen Staaten, die Wahlfähigkeit zur Volksvertretung wird durch den Reichthum des Besitzers, durch die Summe der von ihm gezahlten Steuern, seine Wahl selbst aber durch Intriguen aller Art bestimmt. Nicht Geistesbildung, noch Wissenschaft, noch rühmlichst anerkannte Rechtlichkeit, kein ehrenvoller Standpunkt in der Gesellschaft befähigen den Staatsbürger zur Repräsention, sondern allein reicher Besitz an Land und Gut, oder ein zufällig von den Altvordern durch die Geburt überkommenes Privilegium, welches man „hohen Stand" nennt.

Doch lassen wir diese widrigen sozialen Auswüchse, wenden wir uns dem heitern Ideale unseres Wünschens, unseres Hoffens zu. Dieses Ideal ist ausgedrückt in der in höchster Reinheit entwickelten demokratischen Form, die den Culminationspunkt aller staatlichen Verfassungen bildet. Sie erscheint als letztes Resultat des politischen Strebens, gleichsam gefordert durch das Gesetz der Vernunft. Obgleich für den Augenblick noch ein gut Theil des Volkes in träger Bewusstlosigkeit schlummert, und dessen sittliche Fähigkeit zur Behauptung eines höhern sittlichen politischen Standpunktes noch lange nicht erreicht ist, so beginnt sich doch schon eine prophetische Ahnung in ihm zu regen. Wir beziehen uns hier im ersten Theile des aufgestellten Satzes auf seine frühere Andeutung, dass eine Behauptung dieses Standpunktes nur bei einer umfangreichen, edeln Entwickelung des Volkscharakters möglich sei. — Wehe, wenn es anders geschieht, wenn ohne geistig frei, d. h. vernünftig zu sein, das Volk für den Augenblick zu materieller Freiheit gelangt. Denken wir an die Banden der neunziger Jahre. Auch in Frankreich fehlte dem Volke die sittliche Reife zu höherer po-

litischer Stellung. Die Idee der Freiheit, kaum durch den Ruf einzelner großer Geister geweckt, konnte in niederen Charakteren keine edle, bleibende Frucht treiben. Wol traten in jener Zeit manche hohe Gestalten auf den Weltschauplatz; aber wenn es Verwirklichung der Ideen der Freiheit und Humanität gilt, dann mögen Einzelne nicht mehr genügen mit ihrem Streben; das Volk muss fähig sein, sich ein würdiges Geschick zu schaffen, fähig, dieses selbst geschaffene Glück zu genießen. Auf dieser Stufe standen die Franzosen wahrlich nicht! Aber auch wir sind derselben noch fern; auch uns fehlt noch jener höhere Grad von Geistesreife, den wir als die Bedingung eines heilbringenden politischen Umschwunges betrachten müssen. Der Wunsch nach derselben lebt hier und da; die Erkenntniss der Weltlage und der gesellschaftlichen Verhältnisse fängt an, sich schnell und glücklich im Volksgeiste zu entwickeln, der ja überhaupt für alles Große, Edle so empfänglich ist. Schon verkündet sich hier und dort ein begeistertes Aufstreben zu dem Urbilde höherer politisch-sozialer Formen. Das Urbild wird, es muss einst erreicht werden. Wäre es anders, erlägen wir als Feiglinge in dem Streit mit den widerstrebenden Gewalten, so reichte die Ewigkeit nicht hin, uns mit Schmach zu belasten. Wessen Seele die Idee der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts einmal durchglühte, der wäre ein Elender, des Daseins Unwürdiger, wenn er sich je von ihnen abwenden könnte.

Gedruckt bei C. A. Voigt in Bunzlau.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei C. F. Voigt in [illegible].

Bayerische Staatsbibliothek München

Förster Buch